

Arno-Schmidt-Handbuch



# **Arno-Schmidt-Handbuch**



Herausgegeben von Axel Dunker und Sabine Kyora

**DE GRUYTER**

ISBN 978-3-11-054933-1

e-ISBN (PDF) 978-3-11-055412-0

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-055280-5

**Library of Congress Control Number: 2022938809**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Coverabbildung: akg-images. Arno Schmidt mit seinem Zettelkasten, Portraitfoto, um 1955.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort — IX

## I Arno Schmidt in seiner Zeit

- I.1 **Schmidts Leben** (Wolfgang Martynkewicz) — 3
  - I.1.1 Kindheit und Jugend — 4
  - I.1.2 Lauban, Görlitz und Greiffenberg — 6
  - I.1.3 Der Krieg — 10
  - I.1.4 Von Cordingen bis Darmstadt — 12
  - I.1.5 Bargfeld — 20
- I.2 **Bekannte und Zeitgenossen** — 26
  - I.2.1 Alfred Andersch (Axel Dunker) — 26
  - I.2.2 Ernst Krawehl (Susanne Fischer) — 32
  - I.2.3 Wilhelm Michels (Susanne Fischer) — 39
  - I.2.4 Eberhard Schlotter (Sven Hanuschek) — 44
  - I.2.5 Hans Wollschläger (Sven Hanuschek) — 50
  - I.2.6 Das übrige Netzwerk (Sven Hanuschek) — 57

## II Literarische und diskursive Voraussetzungen

- II.1 **Das 18. Jahrhundert** (Hans-Edwin Friedrich) — 67
- II.2 **Romantik** (Thomas Körber) — 89
- II.3 **Das 19. Jahrhundert** — 101
  - II.3.1 Das 19. Jahrhundert im Überblick (Stefan Höppner) — 101
  - II.3.2 Edgar Allan Poe (Thomas Körber) — 117
  - II.3.3 Karl May (Martin Lowsky) — 121
- II.4 **Das 20. Jahrhundert** — 125
  - II.4.1 Expressionismus (Friedhelm Rathjen) — 125
  - II.4.2 James Joyce (Maren Jäger) — 134
- II.5 **Psychoanalyse** (Sven Hanuschek) — 143
- II.6 **Kontext Nachkriegsliteratur** (Norbert Otto Eke) — 154

## III Das literarische Werk

- III.1 **Fiktionale Texte** — 169
  - III.1.1 Juvenilia (Jan Gerstner/Hauke Kuhlmann) — 169

- III.1.2 *Leviathan oder die beste der Welten* (Sabine Kyora)  
Rowohlt Verlag, Hamburg 1949 — **183**
- III.1.2.1 „Enthymesis oder W.I.E.H“ — **184**
- III.1.2.2 „Leviathan oder Die beste der Welten“ — **188**
- III.1.2.3 „Gadir oder Erkenne dich selbst“ — **193**
- III.1.3 *Brand's Haide* (Hans-Edwin Friedrich)  
Rowohlt Verlag, Hamburg 1951 — **198**
- III.1.3.1 „Brand's Haide“ — **198**
- III.1.3.2 „Schwarze Spiegel“ — **206**
- III.1.3.3 *Nobodaddy's Kinder* — **212**
- III.1.4 *Die Umsiedler* (Christian Riedel)  
Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 1953 — **214**
- III.1.4.1 „Die Umsiedler“ — **214**
- III.1.4.2 „Alexander oder Was ist Wahrheit“ — **218**
- III.1.5 *Aus dem Leben eines Fauns* (Axel Dunker)  
Rowohlt Verlag, Hamburg 1953 — **224**
- III.1.6 *Kosmas oder Vom Berge des Nordens* (André Kischel)  
Agis Verlag, Krefeld 1955 — **234**
- III.1.7 *Das Steinerne Herz* (Sabine Kyora)  
Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1956 — **241**
- III.1.8 *Die Gelehrtenrepublik. Kurzroman aus den Roßbreiten* (Simone Brühl)  
Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1957 — **251**
- III.1.9 *Dya Na Sore – Gespräche in einer Bibliothek*  
Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1958 — **259**
- III.1.9.1 „Goethe und Einer seiner Bewunderer“ (Hans-Edwin Friedrich)  
— **259**
- III.1.9.2 „Tina oder über die Unsterblichkeit“ (Jan Gerstner) — **264**
- III.1.10 „Seelandschaft mit Pocahontas“ (Tanja van Hoorn)  
(Rosen & Porree, Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1959) — **269**
- III.1.11 *Kaff auch Mare Crisium* (Sabine Kyora)  
Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1960 — **275**
- III.1.12 „Massenbach“ (Hannes Höfer)  
(Belphegor, Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1961) — **288**
- III.1.13 *Kühe in Halbtrauer* (Axel Dunker)  
Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1964 — **295**
- III.1.13.1 „Kühe in Halbtrauer“ — **296**
- III.1.13.2 „Die Wasserstraße“ — **299**
- III.1.13.3 „Windmühlen“ — **300**
- III.1.13.4 „Großer Kain“ — **302**
- III.1.13.5 „Schwänze“ — **304**

- III.1.13.6 „Der Sonn‘ entgegen ...“ — **305**
- III.1.13.7 „Kundisches Geschirr“ — **306**
- III.1.13.8 „Die Abenteuer der Sylvesternacht“ — **308**
- III.1.13.9 „Caliban über Setebos“ — **309**
- III.1.13.10 „Dr. Mac Intosh: ‚Piporakemes!‘“ — **314**
- III.1.14 Stürenburg-Geschichten und andere kleine Erzählungen (Ina Cappelmann) (Trommler beim Zaren, Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1966) — **320**
- III.1.15 *Zettel's Traum* (Christoph Jürgensen) Stahlberg Verlag, Stuttgart 1970 — **333**
- III.1.16 *Die Schule der Atheisten. Novellen=Comödie in 6 Aufzügen* (Martin Schierbaum) S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1972 — **350**
- III.1.17 *Abend mit Goldrand* (Ralf Simon) S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1975 — **365**
- III.1.18 *Julia, oder die Gemälde* (Martin Lowsky) Haffmans Verlag, Zürich 1983 — **381**  
(Fragment)
- III.1.19 Nachgelassene Texte (Laura Beck/Julian Osthues) — **392**
- III.1.19.1 *Arno Schmidts Wundertüte* (1948/49) Haffmans Verlag, Zürich 1989 — **392**
- III.1.19.2 *Brüssel / Die Feuerstellung. Zwei Fragmente* (1948/1955) Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2002 — **397**
- III.2 Texte zur Literatur, Essays — 403**
- III.2.1 Arno Schmidt als Essayist und Radioautor (Johanna Bohley) — **403**
- III.2.2 *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen*. (Thomas Körber) Bläschke Verlag, Darmstadt 1958 — **417**
- III.2.3 Funkdialoge in *Dya Na Sore – Gespräche in einer Bibliothek* (Johanna Bohley) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1958 — **423**
- III.2.4 *Rosen & Porree: „Berechnungen“* (Hans-Edwin Friedrich) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1959 — **434**
- III.2.5 Funkdialoge in *Belphegor* (Stefan Höppner) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1961 — **445**
- III.2.6 *Sitara und der Weg dorthin* (Martin Lowsky) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1963 — **455**
- III.2.7 *Die Ritter vom Geist Geist. Von vergessenen Kollegen* (1965) (Christoph Rauen) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1965 — **461**
- III.2.8 Kleinere Essays (Ina Cappelmann) (Trommler beim Zaren) Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1966 — **469**

- III.3 Briefe und Tagebücher (Susanne Fischer) — 480**
- III.3.1 Schmidt als Briefschreiber — 480
- III.3.2 Schmidts Adressaten – die Briefwechsel — 481
- III.3.3 Arno und Alice Schmidts Tagebücher — 497
- III.4 Übersetzungen (Friedhelm Rathjen) — 501**

## IV Systematische Aspekte

- IV.1 Flucht (Ralf Simon) — 527**
- IV.2 Frauen (Sabine Kyora) — 534**
- IV.3 Ironie und Humor (Jan Süselbeck) — 543**
- IV.4 Intertextualität (Axel Dunker) — 553**
- IV.5 Krieg (Georges Felten) — 562**
- IV.6 Mond (Jan Süselbeck) — 572**
- IV.7 Phantastik (Sabine Kyora) — 582**
- IV.8 Politik (Axel Dunker) — 591**
- IV.9 Populäre Kultur (Stefan Greif) — 599**
- IV.10 Religion (Hans-Edwin Friedrich) — 608**
- IV.11 Sexualität (Sabine Kyora) — 617**
- IV.12 Traum (Sven Hanuschek) — 625**
- IV.13 Utopie, Dystopie, Zukunftsroman (Hans-Edwin Friedrich) — 635**

## V Rezeption

- V.1 Literaturkritik (André Kischel) — 647**
- V.2 Literarische Rezeption (Stephan Kraft) — 666**
- V.3 Editionsgeschichte (Susanne Fischer) — 683**
- V.4 Übersetzungen (Friedhelm Rathjen) — 693**
- V.5 Grundzüge der Schmidt-Forschung (Robert Weninger) — 705**

## VI Anhang

- VI.1 Literaturverzeichnis — 729**
- VI.1.1 Schmidt-Ausgaben — 729
- VI.1.2 Weitere Ausgaben und Texte Arno Schmidts — 729
- VI.1.3 Quellen — 730
- VI.2 Beiträgerinnen und Beiträger — 781**
- VI.3 Personenregister — 783**

# Vorwort

Noch immer hängen dem Autor Arno Schmidt (1914–1979) die Etiketten des Außen-seiters, des Solipsisten, des aus dem Mainstream der deutschsprachigen Literatur nach 1945 in positiver wie vielleicht auch in negativer Hinsicht Herausragenden an, radikal in seinen Schreibweisen wie in seiner Abwendung von Literaturbetrieb und breiter Leserschaft. Fans, so das Klischee, sammeln sich um sein angeblich schwer zugängliches Werk. Dabei erscheint 2022 eine erste umfassende, umfangreiche Bio-graphie (Sven Hanuschek: *Arno Schmidt*. München 2022) und eine ihm gewidmete Zeitschrift, der *Bargfelder Bote*, legt demnächst seine 500. Lieferung vor.

Es scheint daher an der Zeit zu sein, Bilanz zu ziehen, die Ergebnisse aus akademischer wie nicht akademischer Forschung zusammenzutragen, nicht um weitere Wälle um ein ebenso faszinierendes wie auf manche abweisend wirkendes Werk zu errichten, sondern im Gegenteil: es zugänglicher zu machen für professionelle wie nicht professionelle Leserinnen und Leser, die Lust an der Lektüre, die viele der Werke Arno Schmidts hervorrufen können, zu verstärken und ihm auch in der literaturwissenschaftlichen Szene den Platz zu geben, der ihm gebührt. Das Handbuch richtet sich daher an Personen, die Informationen für eine erste Begegnung mit Texten Schmidts finden möchten, ebenso wie an mit dem Werk Vertraute, die zu einzelnen Werken oder bestimmten Werkkomplexen und -zusammenhängen einen Überblick über die Forschung suchen.

Das Handbuch gliedert sich in fünf Teile. Teil 1 bringt einen kurzen Abriss von Schmidts Biographie und beschreibt die für ihn wichtigen professionellen und privaten Kontakte. Der zweite Teil erläutert die literarischen und diskursiven Voraussetzungen seines Schreibens und seiner Literatur, mit Schwerpunkten auf ausgewählten Komplexen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Daran schließt sich in Teil drei eine Darstellung seiner einzelnen Werke in der chronologischen Reihenfolge der Erstpublikation an, aufgeteilt auf fiktionale Texte und Essays bzw. Texte zur Literatur, die publizierten Briefwechsel und die Tagebücher Arno und Alice Schmidts sowie seine Übersetzungen. Teil vier und fünf erschließen zentrale systematische Aspekte seines Werks und umreißen die Rezeption.

Die Werke Arno Schmidts werden nach der von der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld, edierten *Bargfelder Ausgabe* (BA; 1987 ff.) mit Angabe der Werkgruppe, des Bandes und der Seitenzahl direkt im Text zitiert. Die Zitate der Werke Schmidts sind inklusive der eigenwilligen Zeichensetzung aus der elektronischen Fassung der BA, die auf der Homepage der Arno Schmidt Stiftung zu Verfügung steht, übernommen. Der Band „*Und nun auf, zum Postauto!*“. *Briefe von Arno Schmidt*. Hg. von Susanne Fischer und Bernd Rauschenbach. Berlin 2013 wird mit der Sigle „Postauto“ zitiert.

Handbücher sind nicht möglich ohne das Engagement vieler Mitwirkender. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die sich auf den Spagat zwischen einem Schreiben, das möglichst keine Schmidt-Kenntnisse voraussetzt, und dem Versuch, Kennern und professionellen Benutzern komprimierte Informationen zu bieten, eingelassen haben.

Insbesondere geht unser Dank an Anja Michalski für die Anregung, im De Gruyter Verlag ein Arno-Schmidt-Handbuch zu publizieren, und an Menko Harken, Alexander Konopka und Jana-Lea Schuh für die tätige Mithilfe bei der Textredaktion und der Erstellung der Druckvorlage.

Bremen und Oldenburg, im Mai 2022

---

**I Arno Schmidt in seiner Zeit**



# I.1 Schmidts Leben

## Wolfgang Martynkewicz

Arno Schmidt war davon überzeugt, dass das Menschliche im ‚Reich der Dichter‘ seinen tiefsten und eigentlichsten Ausdruck findet. Dieses ‚Reich‘ dachte er sich als eine der Gesellschaft entzogene Sphäre, in der andere Gesetze und Maßstäbe, andere Werte und Normen gelten, eine Sphäre, die nur der betreten kann, der prädestiniert und bereit ist, sich der Sache ganz und gar hinzugeben. Einzig die Literatur sollte zählen, und nur in ihr war das eigentliche Leben zu finden.

Die Hochschätzung der Literatur stand für Schmidt von Anfang an außer Frage. Die Wirklichkeit enttäuschte ihn, er nahm sie immer wieder als bedrängend und versagend wahr. Die Bücher wurden zum Fluchtpunkt, hier fand er, was er im Leben vermisste, Bestätigung und Anerkennung. „*Wo hast Du Deine glücklichste Stunde verlebt?!*« [...]»Beim Lesen der Dichter“ (BA I/1, 157–158)

Dass es „keine Seligkeit ohne Bücher“ (BA I/1, 28) gibt, steht gleich in seiner ersten Erzählung, die er nach dem Krieg schreibt: „Enthymesis“. Hier findet sich auch das Motiv der Absonderung, des ‚Alleine-Gehens‘, das Schmidt zur Lebensmaxime erhebt und im Werk in vielfacher Weise aufgreift. Philostratos, der eine Expedition durch die Wüste anführt, wendet sich von einer Welt ab, in der sich alles ins Böse verkehrt, er trennt sich von den Menschen, die ihn verkennen, die nicht an ihn glauben, er trennt sich von der Leichtigkeit des Seins und wird zum Eremit, zum Wüstenbewohner.

Im wirklichen Leben konnte sich Schmidt nicht so weit absetzen, er war mit seiner ganzen Existenz in eine Welt einbezogen, die er als permanente Reizüberflutung wahrnahm. Alice Schmidt hat in ihren Tagebüchern an vielen Stellen auf die Konstitution ihres Mannes aufmerksam gemacht, sie beschreibt ihn als hypersensibel und hypernervös. Schon kleinste Erregungen setzten bei Schmidt offenbar den Reizschutz außer Kraft. Es kam zu regelrechten Panikattacken. Gelassen blieb er nur, wenn ihm die reale Welt nicht zu nahekam. Das war freilich in den kargen Verhältnissen, in denen die Schmidts in der Nachkriegszeit leben mussten, nicht zu gewährleisten. Sie wollten von der Literatur leben und trafen diesen Entschluss durchaus gemeinsam. Zum Alleine-Gehen – auch das zeigen die Tagebücher Alice Schmidts – gehörten zwei, die aufeinander angewiesen waren und die man schwerlich auseinanderdividieren kann. Arno Schmidt, der bis dahin nur für seine Frau ein Schriftsteller war, musste nach dem Krieg hervortreten – und er tat das mit Aplomb. „Kunst“, so legt er es in „Brand’s Haide“ seinem Ich-Erzähler in den Mund, ist für mich „keine Verzierung des Lebens [...]; ich bin da invertiert: für mich ist das Atemluft, das einzig Nötige [...].“ (BA I/1, 165)

### I.1.1 Kindheit und Jugend

Schmidt hat seine Herkunft, seine Kindheit und Jugend, immer wieder zum Thema gemacht, sein ganzes Werk ist von Reminiszenzen an diese Zeit durchzogen. Allerdings erzählt der Autor in den allermeisten Fällen seine Geschichte nicht direkt, wir hören sie aus dem Mund einer Figur, der die Freiheit der Fiktion zusteht.

„*Ein Elfenkind* : ach, wär ich doch eins, und nicht Rumpffsweg 27, II. geboren, von konkreten Eltern“ (BA I/1, 164), heißt es in „Brand’s Haide“. Dass die Eltern, wie alle seine Vorfahren, über keine höhere Bildung verfügten, offenbar wenig Interesse für Kunst, Literatur oder Musik hatten und nicht mal Vermögen besaßen, darin sah Schmidt eine Hypothek, ein schlechtes Omen. Nichts, so hat er es später dargestellt (BA IV/3, 222), hat man ihm auf seinem Lebensweg mitgeben können, nichts woran er sich hätte festhalten können, nur mühsam sei er „der Dumpfheit & der Armut entlauf’n“ (BA IV/3, 222).

Arno Schmidt wird am 18. Januar 1914 im Hamburger Stadtteil Hamm geboren – im Süden, der vor allem von Arbeitern und Kleingewerbetreibenden bewohnt wird. Seine Eltern, der Polizeibeamte Otto Schmidt und dessen Frau Clara (geb. Ehrentraut), stammen aus der Niederlausitz, eine Region, die heute teils zum Land Brandenburg, teils zum Land Sachsen und im Westen zu Polen gehört. Der Vater kommt aus Halbau, er hatte, wie viele seiner Verwandten, Glaschleifer gelernt, verpflichtete sich zum Militär und ging 1907 als Soldat in die deutsche Kolonie Tsingtau nach China. 1909 kam er zurück nach Deutschland und wurde in Lauban stationiert. Die Kleinstadt, die heute zu Polen gehört, war traditionell durch die Textilindustrie geprägt, wobei die Form der Heimarbeit vorherrschte. 1910 lernte Otto Schmidt in Lauban die erst fünfzehnjährige Clara Ehrentraut kennen, sie wurde im Sommer von ihm schwanger. Am 18. März 1911 wurde ihre Tochter Luzie Hildegard geboren. Clara Ehrentraut nähte, wie ihre Mutter, in Heimarbeit, zuvor hatte sie die Evangelische Bürgerschule besucht. Otto Schmidt wurde nach der Geburt seiner Tochter von seinem Vorgesetzten zur Heirat gedrängt. (Rauschenbach 2016, 7) Um Ärger und Aufsehen zu vermeiden, quittierte er den Dienst beim Militär und trat im Januar 1912 zur Hamburger Polizeibehörde über. Im März, am ersten Geburtstag der Tochter, heiratete er Clara Ehrentraut.

Schmidt schildert den Stadtteil, in dem er aufwuchs, als wenig anheimelnd: „»In meiner Kinderzeit wirkte das Ganze mehr wie die lebmsgroße Zeichnung eines geplant’n Viertels. Die Straßen waren meist schon fertig gepflastert; adrett, mit Bürgersteig und KantStein; von den künftig sie säumenden Häusern, standen jedoch meist nur die EckBauten – dazwischen gähnten leere ›Gründe‹ [...].“ (BA IV/3, 228–229) So trostlos wie das Viertel, so trostlos schildert er auch

die Wohnung: „Wir hausten, jahraus=jahrein, *nur in der Küche!* (Mit Ausnahme der Tage vom 24. Dezember bis 1. Januar.) In drangvollster Enge; in Koch- und Wäsdunst“ (BA IV/3, 231). Die „›Gute Stube‹“ hätten die Eltern nie benutzt, „so gruselig“ seien sie gewesen. In kleinbürgerlichen Schichten war das jedoch nicht ungewöhnlich – und die Wohnung war ein damals begehrter moderner Neubau, in Größe und Komfort entsprach sie dem Standard: Zwei Zimmer, ein Balkon, eine Küche mit Speisekammer, eine Waschgelegenheit und sogar eine Innentoilette. Die Familie Schmidt schaffte in Hamm den sozialen Aufstieg, es ging ihr mit den Jahren immer besser. Das jedenfalls berichtet die Mutter. (Clara Schmidt 1982, 199)

Der Sohn macht den Eltern keine Sorgen, er ist lernwillig und wissensdurstig. Offenbar hat Schmidt schon früh gelesen, obwohl er, wie er schreibt, von Haus aus keine „Berührung mit ›Kultur‹“ (BA IV/3, 237) hatte und Bücher in der Familie so gut wie keine Rolle spielen. Als er Ostern 1920 eingeschult wird, ist er seinen Mitschülern, so schreibt er, weit voraus. Er langweilt sich im Unterricht und geht äußerst ungerne in die Schule: „Ich war, in jedem Sinne, der geborene Autodidakt“ (BA IV/3, 236). Kontakt zu anderen Kindern hat Schmidt offenbar kaum, dazu trägt vermutlich eine nicht diagnostizierte Kurzsichtigkeit bei: „›Ich hatte, 6 Jahre lang, eine gewisse Abgesperrtheit von der Außenwelt erfahren.“ (BA IV/3, 233)

Folgt man den Erinnerungen Schmidts, so hat sich der Vater wenig um die Familie gekümmert, er habe seine freie Zeit mit anderen Frauen und in Kneipen verbracht. Der große Wunschtraum des Vaters, ein „eignes Häusel“ (BA Suppl./1, 345), konnte nicht in Erfüllung gehen, weil er, so Schmidt, „viel zu sensuell & genußsüchtig“ (BA IV/3, 238) war. Im Vergleich zur Mutter sei er der „›geistlich überlegenere Teil‹“ (BA IV/3, 238) gewesen: „Ein imgrunde intelligenter Bursch; aber vom Schicksal aufs grausamste gehandicapt.“ (BA IV/3, 238)

Während Schmidt den Vater in gewisser Weise entschuldigt, ist er gegenüber der Mutter in seinen Urteilen gnadenlos. Zeitlebens sei sie „von abstoßendster ›Unechtheit‹ gewesen, ich habe eigentlich keinen Menschen kennen gelernt, der in gleichem Maß mit kleinen Verlogenheiten und verblasenen Gefühlchen hausieren gegangen wäre“ (BA Suppl./1, 345). Das schreibt Schmidt 1961, als er Materialien für eine Biographie zusammenstellt – eine Biographie über Arno Schmidt, der sich um diese Zeit sicher ist: „man wird ›über mich arbeiten‹, worunter zwangsläufig auch Biografisches sein wird.“ (BA Suppl./1, 342) Die harten Urteile über die Mutter gibt er also seinem zukünftigen Biographen zu Protokoll. Offenbar war Schmidt daran interessiert, dass man das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn als schwierig, ja als eine Beziehung voll Hass beschreibt. Der Autor hat dazu zahlreiche Belege gesammelt, so wie jene Postkarte, die er am 15. August 1949 an seine Mutter schreibt: „Du hast Dir das traurige Verdienst erworben, meine Jugend in L[auban] zur Hölle gemacht zu haben: wenn ich mit der Bahn nach G[örlitz] zur

Schule fuhr, riefen sie mir laut, daß Alle es hören konnten, ‚Hurenjunge‘ zu!“ (Rauschenbach 2016, 7) Doch Schmidt – in der Biographie bleibt es unerwähnt (Rauschenbach 2016, 7) – hat diese Karte nie abgeschickt. (Alice Schmidt 2018, 128) Er hat sie ebenso zu den Akten gelegt wie die sorgfältig im Nachlass deponierten Notizzettel, auf denen er Invektiven gegen die Mutter notierte. (Rauschenbach 2016, 8) Seit der Veröffentlichung der Tagebücher Alice Schmidts wissen wir, dass der angebliche Mutter-Hass mit Fragezeichen zu versehen ist. Denn wie soll man es verstehen, dass der Sohn, der in den Nachkriegsjahren in bitterster Armut lebte, an die im Osten, in Quedlinburg, lebende Mutter laufend Lebensmittelpakete schickte: Kaffee, Schokolade, Fleisch, Zucker, Mehl. Sobald man etwas erübrigen konnte, sorgten Sohn und Schwiegertochter fürsorglich und beflissen dafür, dass die Mutter im Osten ein Paket bekam. Und die Mutter revanchierte sich, schickte ihrem Sohn Andenken aus seiner Jugendzeit.

Die Mutter konnte, aufgrund der restriktiven Einfuhrbestimmungen, nur einige Werke Schmidts lesen. Ihren Kommentaren zufolge (Esterházy 2016, 8) hatte sie zwar Verständnisschwierigkeiten, war aber angetan von der Lektüre. Sie hielt nicht viel vom Beruf des Schriftstellers und war über die Entscheidung ihres Sohnes nicht erfreut. Am 21. November 1953 schreibt sie ihm: „Lieber Arno hänge doch bitte die ganze Schreiberei an den Nagel, und suche Dir eine andere Beschäftigung, ein Dichter bist Du meiner Ansicht nach nicht, ein Wissenschaftler ja, das wird Dich dann auch mehr befriedigen.“ (Rauschenbach 2016, 9)

Man sollte ein solches Statement nicht isoliert betrachten – isoliert von Arno Schmidt, der in seinem Werk gern und ausgiebig über den schweren Beruf des Schriftstellers zu stöhnen pflegt. Doch nicht nur in seinem literarischen Werk ist die Klage über den ‚unschönen Beruf‘ zu vernehmen, auch in seiner Korrespondenz. Wie Briefe an die Mutter zeigen, hat er gerade ihr ausführlich von der „unglaubliche[n] Anstrengung“ geschrieben, die die Fertigstellung eines neuen Buches erfordert: „ich habe Stunden, wo ich nicht weiß, ob ich auf dem Kopf gehe. Kurioserweise ist die körperliche Anstrengung fast noch größer als die geistige: weil man vermittelt der verzweifeltsten Finessen das letzte aus der Maschine herausholen muß. – Na; ich hab’s jedenfalls wiederum überlebt.“ (Postauto, 142)

## 1.1.2 Lauban, Görlitz und Greiffenberg

Der Vater stirbt am 8. September 1928 mit 45 Jahren an Herzversagen. Kurze Zeit später zieht die Witwe mit den beiden Kindern zu ihrer Mutter nach Lauban. Schmidt sind Ort und Landschaft nicht unbekannt. Von Hamburg aus war er des Öfteren in den Sommerferien, zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester, zu den Verwandten gefahren. Was Schlesien angeht, so hat er, der für das Flach-

land schwärmt, die schlimmsten Befürchtungen, denn die Eltern erzählten von „schlesischen Bergen“, doch davon ist, wie er sich selbst überzeugen kann, wenig zu sehen: „Erleichterung überkam mich.“ (BA Suppl./1, 345) Schon „als Kind“ will sich Schmidt in „menschenleere[r] Öde“ (BA Suppl./1, 345) wohlgeföhlt haben, das ist zumindest ungewöhnlich. Vermutlich setzte nicht die Landschaft Schmidt zu, sondern der Gedanke an die neue Umgebung, an die er sich anpassen musste.

Ab Dezember 1928 besucht er als Fahrschüler die Oberrealschule in Görlitz. Heinz Jerofsky hat darüber berichtet, wie er eines Tages in die Klasse kam und als neuer Mitschüler vorgestellt wurde (Jerofsky 1986, 29–51), ein Exot, ein Sonderling, der einen merkwürdigen Dialekt spricht und dem Unterricht, insbesondere im Fach Deutsch, „scheinbar uninteressiert, fast gelangweilt“ (Jerofsky 1986, 34) folgt. Schmidt fällt durch seine Kenntnisse in Philosophie, Geschichte und Mythologie auf, von seinen Klassenkameraden wird er „Allah“ genannt, weil er sich mit Buddha, Laotse und dem Islam beschäftigt. Zehn Jahre, bis zum Frühjahr 1938, wohnt er mit der Mutter (anfangs auch mit der Schwester) im Haus der Großmutter in Lauban. Auch nach seiner Heirat im August 1937 behält er zunächst den Wohnsitz bei und zieht mit seiner Frau in einen Anbau.

Anfang der dreißiger Jahre entstehen erste Gedichte. Seinem Schulfreund Heinz Jerofsky schenkt er 1933 eine Gedichtsammlung mit dem Titel „Schritte in der Nachtstille“, die im Krieg verloren ging. Zur Begutachtung schickt er Gedichte an die Schriftsteller Hermann Stehr und Hermann Hesse, die sich brieflich bedanken – der junge Dichter hatte mehr erhofft. In dieser Zeit schwärmt er von fern für die Schülerin Johanna Wolff, die mit ihm im Zug von Lauban nach Görlitz pendelt und die später als Wunschprojektion einer ‚starken Frau‘ durch seine Literatur geistert. (Schweikert 1990, 42–46)

Im März 1933 macht Schmidt Abitur und sucht in wirtschaftlich und politisch schweren Zeiten eine Arbeit. Um seine Chancen zu verbessern, belegt er Kurse für Buchhaltung und Stenographie an der Höheren Handelsschule in Görlitz. Im Januar 1934 beginnt er in den Greiff-Werken eine kaufmännische Lehre als Lagerbuchhalter. Die Greiff-Werke waren Anfang der dreißiger Jahre die größte industrielle Textilfabrik für Berufsbekleidung und Freizeitmoden im Deutschen Reich. Schmidt arbeitet im Stammwerk des stark expandierenden Unternehmens in Greiffenberg – zwanzig Kilometer südöstlich von Lauban.

Fürs Erste ist er versorgt, er kann nun ein ‚Doppelleben‘ führen, einer unscheinbaren Arbeit nachgehen und daneben auch seine literarischen und wissenschaftlichen Interessen pflegen. Diese Existenz behagt ihm, weil er sich in den Verhältnissen, in denen er sich jetzt bewegt, eine gewisse Überlegenheit verschaffen kann. „Ich ist ein anderer“, die berühmte Formel Rimbauds, hat jetzt auch für Schmidt Bedeutung, mit ihr definiert er seine Existenz und sie wird zum

Credo seiner Alter-ego-Figuren, die, wie Düring im *Faun*, ihr ‚wahres Ich‘ hinter einer Maske verbergen: „von außen sah ich aus : fingerzahn, Bürgerheld, ein steifnasiger Angestellter: Ihr werdt Euch wundern!“ (BA I/1 385)

Gleich nach Antritt der Lehre schreibt er gut gelaunt an Jerofsky: „Heinz! Hast du jemals 1100 Bogen nach Nummern geordnet, wenn neben 47 die Nr. 983 liegt, welche der Nachbar von 709 ist? [...] Erlaß es mir, meine Arbeit weiter zu schildern: ich mache in Stumpfsinn. [...]“ (Schmidt 1986, 63–64) Schmidts große Leidenschaft in diesen Jahren ist, neben der Literatur, die Berechnung und Präzisierung einer hochstelligen Logarithmentafel. Nach allem, was man weiß, arbeitete er intensiv an diesem Projekt. Noch bevor er als Literat auf die Bühne tritt, bietet er im Frühjahr 1947 die Logarithmentafeln zwei Verlagen an. Der Verlag Powner in Chicago äußert sich grundsätzlich positiv, lehnt aber den Druck aus Kostengründen ab. (Esterházy 2016, 163)

Schmidt hat in Bezug auf seine Kindheit und Jugend von einem „unverschuldet=selbstgestiftete[n]“ (BA IV/3, 233) ‚splendid isolationship‘ gesprochen – diese Isolation hielt an. Von den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen hat er, soweit wir wissen, kaum Notiz genommen. Beiläufig bemerkt er im November 1933 in einem Brief an Jerofsky: „Habe mich zur S.S. melden wollen“ (Schmidt 1986, 61), wegen seiner Sehschärfe sei er aber nicht angenommen worden. Möglicherweise handelt es sich um eine der vielen Anekdoten, die er seinem Freund erzählt. Ansonsten ist vom nationalsozialistischen Aufbruch nichts zu spüren – und das in einer Zeit, in der die bürgerliche ‚Normalität‘ untergegangen war.

Im Jahr 1937 schreibt Schmidt das Erzählfragment „Die Insel“, er schreibt vom „Zauber der Bücher“ (BA I/4, 187), von „funkelnden Augen [...] und bebender Hand“ (BA I/4, 189) und von einer Expedition mit der Geliebten ins Innere der Erde, „in den reinen, einsamen raum“ (BA I/4, 236). Es war das Jahr, in dem die Legion Condor den Luftangriff auf Guernica durchführte, das Jahr, in dem in München die Ausstellung *Entartete Kunst* eröffnet wurde, das Jahr, in dem es in Schlesien, in Schmidts unmittelbarer Nachbarschaft, zu schweren antisemitischen Ausschreitungen kam und ein wütender Mob jüdische Wohn- und Kaufhäuser in Brand setzte.

Schmidt kultiviert in diesen Jahren die Haltung eines Menschen, der aus der Zeit gefallen ist und sich dem Anachronismus verschrieben hat: „Da ist Vieles“, schreibt er an Jerofsky, „die entzückenden altmodischen Ritterromane meines Lieblings Fouqué, die wunderlichen Märchen E.T.A. Hoffmanns, die weiten Bereiche der Weltgeschichte, Wandrer und Dichter, Lieder und Werke. Denn ich bin ein großer Zauberer! Dies ist meine Geschichte von der goldenen Spur; suchet, so werdet ihr finden!“ (Schmidt 1986, 67) Diese Aufforderung, „suchet, so werdet ihr finden!“, wird zum konstitutiven Element der ‚Schmidt‘-Literatur, die eine Literatur der Spurensucher ist.

Die Aura des Vergeistigten, die Schmidt in den dreißiger Jahren umgab, wirkte, so können wir vermuten, auf die zwanzigjährige Alice Murawski anziehend. Noch viele Jahre später ist sie nach einem Kinobesuch zu Tränen gerührt: „denn ich mußte [...] an Arno denken, der mir damals genauso unerreichbar wie ein Kaiser schien.“ (Fischer 2018, 202, Anm. 1) Alice Schmidt kommt aus ähnlichen familiären Verhältnissen, besitzt aber keine höhere Schulbildung und ist mit Literatur kaum in Berührung gekommen. Sie besuchte die Volksschule, machte anschließend bei einem Rechtsanwalt eine kaufmännische Ausbildung und nahm 1934 eine Stelle als Sekretärin bei den Greiff-Werken an. Dort lernt sie Arno Schmidt kennen. Über die näheren Umstände ist nichts bekannt. In einem auf 1937 datierten Brief an Heinz Jerofsky heißt es „Ah! Alice! Es ist nicht viel zu sagen. Klein aber mein. Leben Sie glücklich? – – Wie heisst SIE: Murawski! Ihr Alter: auch Murawski (in Worten: 20 Jahre). Eine ganz ideale vertikale Liebe (meine Spezialität! Leider!).“ (Schmidt 1986, 71) Am 21. August 1937 heiratet das Paar. Schmidt sieht sich nun in der Rolle des Ernährers und Lehrmeisters, der für seine Frau ein Bildungs- und Übungsprogramm ausarbeitet; unter seiner Obhut lernt sie Englisch, später Französisch. Auf Wunsch ihres Mannes gibt Alice Schmidt nach ihrer Heirat ihre Tätigkeit bei den Greiff-Werken vorerst auf.

Das Paar wohnt zunächst bei Schmidts Mutter in Lauban, erst im Frühjahr 1938, nach dem Verkauf des großmütterlichen Hauses, ziehen sie in eine Werkswohnung nach Greiffenberg. Rückblickend spricht Alice Schmidt in ihrem Tagebuch aus dem Jahr 1949 von der „schönste[n] Zeit“, die „nie mehr“ wiederkommen wird. (Alice Schmidt 2018, 98) Zwei Jahre lebt das Paar in Greiffenberg, bis Arno Schmidt im April 1940 eingezogen wird. Es sind zwei Jahre, die in der Tat untypisch sind für das Zusammenleben des Ehepaars: Durch den Hausverkauf haben sie Geld, sie können in Antiquariaten stöbern und sich Bücher kaufen, sie fahren nach Dresden und gehen in die Oper, machen Reisen nach Weimar, Oßmannstedt und Leipzig und im August 1938 offenbar auch eine Reise nach London. Alice Schmidt berichtet darüber in einem Brief an ihre Freundin Rosa Junge, der allerdings nicht abgeschickt wurde. Arno Schmidt hat sich zu dieser Reise nicht geäußert – auch im Werk gibt es keine Hinweise. Bemerkenswert, denn schließlich wäre die Flug- oder Schiffsreise für Schmidts Verhältnisse ziemlich spektakulär gewesen. Bemerkenswert auch, dass aus der Greiffenberger-Zeit keine literarischen Arbeiten bekannt sind. Soll man glauben, dass er einfach zu glücklich war, um zu schreiben? „Noch kein Glücklicher hat je ein gutes Buch geschrieben“ (BA II/2, 394), sagt er später in einem Funkdialog. Wenn man sich die Texte anschaut, die Schmidt in den ‚unglücklichen‘ Kriegsjahren schreibt, dann vollzieht sich hier kein Bruch, sie setzen vielmehr fort, was er 1937 in dem Erzählfragment „Die Insel“ begonnen hat – es sind romantische Fluchträume, in

der sich ein sensibles Erzähler-Ich von der diesseitigen Welt abkehrt und sein Heil im Jenseits der Literatur sucht.

### I.1.3 Der Krieg

Schmidt wird im April 1940 zur Artillerie nach Hirschberg im Riesengebirge eingezogen. Im August wird er, auf eigenen Wunsch, zu einem Dolmetscherlehrgang nach Halle abkommandiert. Alice Schmidt nimmt in dieser Zeit ihre Berufstätigkeit wieder auf, arbeitet zunächst als Stenotypistin im Reservelazarett Greiffenberg, dann ab Sommer 1941 in ihrer alten Position in den Greiff-Werken (Fischer 2008). In der Schreibstube der Arras-Kaserne in Hirschberg entstehen die ersten elf „Dichtergespräche im Elysium“ – als Weihnachtsgeschenk für Alice Schmidt. Die „Dichtergespräche“ beginnen mit der Erinnerung an einen Pakt, an ein Versprechen: „An Alice! Wir sind allein zusammen, ganz allein in unserer Welt – wie sollten wir uns nicht Alles sagen?!“ (BA I/4, 241) Auf dieser Insel der Seligen kommen alle zusammen, die damals zu Schmidts Kosmos gehören: Poe, Schopenhauer, Tieck, Wieland und natürlich Fouqué. Nicht die Gedanken der Dichter, sondern das Gedenken an sie steht im Vordergrund. Mit den „Dichtergesprächen“ richtet sich Schmidt an seine Gefährtin Alice Schmidt. Auch die anderen Erzählungen, die er in den Kriegsjahren schreibt („Der junge Herr Siebold“ [Frühjahr 1941], „Der Rebell“ [August/September 1941], „Das Haus in der Holetschkagasse“ [November 1941], „Der Garten des Herrn von Rosenroth“, „Die Fremden“ [Anfang 1942] u. a. m.), sind zuallererst als intime Mitteilungen an Alice Schmidt zu lesen, als Versuch, die unterbrochene Nähe wiederherzustellen, sie lebendig zu erhalten.

Von Januar bis zum Oktober 1941 wird Schmidt in Hagenau im Elsass stationiert, dann kommt er zur Feldtruppe nach Lauban. Irgendwann erfährt er, dass seine Einheit im März 1942 nach Norwegen verlegt werden soll. Er beginnt sich vorzubereiten und die Sprache zu lernen. Schmidt wird in dem kleinen Stützpunkt Øversåssjøen gegenüber Molde am Romsdalsfjord stationiert – ein Glücksfall, weit weg von der Front, und sein Dienst ist nicht weiter aufregend. Der Stützpunkt soll eingerichtet werden, später ist er mit Berechnung von Schusstabellen beschäftigt. Dabei hat Schmidt den Vorteil, dass er über Sprachkenntnisse verfügt und den Kontakt mit den Einheimischen herstellen kann. Nur so ist es wohl zu erklären, dass er bis Januar 1945 in Norwegen stationiert bleibt und nicht zu Kampfhandlungen abkommandiert wird. (Esterházy 2016, 98) Mit den Kameraden kommt Schmidt nur zum Schachspielen zusammen (Ames 1986, 211). In den Jahren 1942 und 1943 kann er im Sommer sogar Heimaturlaub nehmen.

1943/44 schreibt er auf seiner Dienstschreibmaschine im Stützpunkt die Erzählung „Pharos oder von der Macht der Dichter“, die sich in Stil und Inhalt

deutlich von den Juvenilia-Geschichten absetzt. In der Schmidt-Forschung wird „Pharos“ als Scharnierstelle und „Bindeglied zwischen den Juvenilia und dem von Schmidt veröffentlichten Werk“ gesehen (Editorische Nachbemerkung, BA I/4, 637).

Im Herbst 1944 wird Schmidt zum Unteroffizier befördert – wie er politisch denkt, wie er die Lage einschätzt, ist nicht bekannt. Zu dieser Zeit steht die Rote Armee an der Reichsgrenze und aus den deutschen Ostgebieten, aus Schlesien und Ostpreußen, hat bereits eine Massenflucht eingesetzt – man fürchtet Vergeltung. Auch in Norwegen kommt der Krieg näher, am 25. Oktober 1944 hatte die Rote Armee die erste norwegische Stadt, Kirkenes, befreit. Nach Trondheim und Molde ist es freilich noch ein weiter Weg, aber die Rote Armee kommt schneller vorwärts als gedacht. Schmidt muss um diese Zeit in Sorge gewesen sein, nicht so sehr, weil er um Leib und Leben, sondern weil er um seine Büchersammlung fürchtet. Kurzentschlossen meldet er sich zum Fronteinsatz, nur so kann er noch einmal nach Greiffenberg kommen, um seine Bibliothek vielleicht noch zu retten. Zuvor, im November, macht er noch eine dreitägige Dienstreise nach Trondheim zum Augenarzt, er braucht eine neue Brille. Bei dieser Gelegenheit geht er ins Kino und sieht eine Wochenschau, in der gezeigt wird, wie deutsche Truppen beim Rückzug die Bahngleise mit einem Schwellenreißer zerstören, eine Szene, die Schmidt dann im 1946 geschriebenen „Leviathan“ erzählt. Der Blick auf den Schwellenreißer wird für ihn zu einem Schockerlebnis, zum Trauma, das er im Kinosessel erlebt: „Ich habe mich am Kinostuhl festhalten müssen, mit aufgerissenen Augen; an Cervantes gedacht und Mozart, und den Major Fouqué“ (BA I/1, 38). Er fürchtet nicht, dass die Zivilisation zugrunde geht, sondern die hohe Kultur, darin liegt sein Erschrecken (zum Schwellenreißer: Schweikert 1990, 101; zu Schmidts Verhältnis zum Kino: Öztanil 2012).

Im Januar 1945 macht sich Schmidt auf den Weg nach Greiffenberg, die Fahrt geht über Oslo. Dort erlebt er die Versenkung zweier deutscher Kriegsschiffe – vielleicht war er auch selbst unter den Schiffbrüchigen. Anfang Februar kommt er in Greiffenberg an. Zusammen mit seiner Frau verpackt er die wichtigsten Bände der Bibliothek und schickt sie zu seiner Mutter nach Quedlinburg – viele Kisten gehen auf dem Postweg verloren oder werden geplündert. Am 13. Februar verlässt Alice Schmidt die Stadt und flieht zu ihrer Schwiegermutter – Arno Schmidt soll laut Marschbefehl zunächst an einem vierwöchigen Vermessungslehrgang für Wehrmachtsoffiziere teilnehmen und fährt nach Ratzeburg. (Esterházy 2016, 98) Ende März bis Mitte April nimmt er in der Gegend von Ibbenbüren und Vechta an Kampfhandlungen teil. Am 16. April gerät er in englische Kriegsgefangenschaft und wird ins Lager Vilvoorde bei Brüssel gebracht. Das Kriegsgefangenenlager, der „Stacheldrahtkäfig vor Brüssel“ (BA III/3, 278), ist im Werk immer wieder ein Thema. Nicht der Kampfeinsatz im Westen scheint Schmidt beeindruckt zu

haben, sondern das Gefangenenlager, dies „nie allein sein können“ (BA I/1, 150); die körperliche Nähe zu den Mitgefangenen löste bei ihm Angst und Abwehr aus. Wie eindrücklich diese Zeit für ihn war, wie stark sie ihn geprägt hat, kommt in Schmidts Fluchtphantasien zum Ausdruck, die sich durch sein ganzes Werk ziehen.

Diese Fluchtphantasien machen deutlich, dass er nicht der ‚Welt‘ entkommen wollte, sondern der Zivilisation. Der Ich-Erzähler in „Schwarze Spiegel“ bezieht kein leerstehendes Haus, er baut sich ein eigenes Haus und räumt die nach der atomaren Katastrophe übrig gebliebenen Bruchstücke der Zivilisation beiseite: „was sollte ich in den Menschenhöhlen?“ (BA I/1 212) Schmidt schätzte die Kultur über alle Maßen, aber er hasste die Zivilisation. 1952 schrieb er an Heinz Jerofsky: „Ich will nichts als Musse und persönliche Freiheit; den Rest erledige ich schon selber! Wenn Du mein Glaubensbekenntnis hören willst: reduziert die Menschheit durch rigoroseste Geburtenbeschränkung auf 100 Millionen, und dreht die Technik auf den Stand von 1800 zurück.“ (Postauto, 31) Das ist sein antimodernes Programm, an dem er bis an sein Lebensende festhielt. Alles Moderne – auch die moderne Kunst und natürlich die moderne Musik, das moderne Bauen, insbesondere aber die moderne Literatur – war ihm im Grunde suspekt.

### **I.1.4 Von Cordingen bis Darmstadt**

1945 gelingt es Schmidt relativ schnell aus dem Kriegsgefangenenlager entlassen zu werden, seine Englischkenntnisse scheinen ihm dabei geholfen zu haben. Ende August kommt er in das Transitlager Luthe bei Wunstorf. Einen Monat später wird er als Dolmetscher in das Entlassungslager Munster in die Lüneburger Heide verlegt. Alice Schmidt, die die letzten Monate bei ihrer Schwiegermutter verbracht hatte, trifft Anfang November in Munster ein und nimmt sich eine Wohnung. Als Dolmetscher ist es Schmidt gestattet, das Lager tagsüber zu verlassen, es wird ihm sogar Weihnachtsurlaub gewährt, den er zusammen mit seiner Frau verlebt. Bereits am 29. Dezember 1945 endet seine Kriegsgefangenschaft. An diesem Tag wird er mit seiner Frau in einem britischen Polizeiauto nach Cordingen bei Walsrode gebracht, sie bekommen auf dem Gelände des ‚Mühlenhofs‘ ein Zimmer im Erdgeschoss eines Wohnhauses zugewiesen. Nicht nur Arno Schmidt, auch seine Frau Alice, die zu dieser Zeit noch nicht fließend Englisch sprechen kann, werden von den britischen Besatzungstruppen als Dolmetscher an der Hilfspolizeischule Benefeld eingestellt. In Cordingen wohnen die Schmidts bis zum Dezember 1950. Sie leben, wie die meisten Flüchtlinge aus den Ostgebieten, unter sehr beengten und frugalen Verhältnissen. In den umliegenden Wäldern sammeln sie Beeren und Pilze, die sie zum Teil verkaufen, sie versuchen es auch mit dem Anbau von

Gemüse und Kartoffeln, klauen Kohlen, um im Winter heizen zu können. Überlebenswichtig sind die CARE-Pakete, die Schmidts Schwester Luzie aus den USA schickt, die meisten Dinge behalten sie nicht für sich, sondern verkaufen sie auf dem Schwarzmarkt. Immer wieder wird gerechnet, wie viel Geld man monatlich braucht. 1948 kommt man auf ein „Lebensminimum von 60 DM pro Monat.“ (Alice Schmidt 2018, 12) In den ersten Jahren macht das Ehepaar fast alles zusammen – auch den Haushalt. Arno Schmidt zeigt sich in dieser Zeit als geschickter Bastler und erfindungsreicher Handwerker: Holzlatschen, Kochlöffel, Quirle, Regale, Tauchsieder – alles, was im Haushalt gebraucht wird, fertigt er an.

Die Arbeit als Dolmetscher gibt Schmidt nach wenigen Monaten auf. Im November 1946 wird die Polizeischule geschlossen und den Schmidts gekündigt. Arno Schmidt hätte in Fallingbostal weiterarbeiten können, er lehnt aber ein Angebot ab. „Ich gedenke“, so schreibt er an Oberinspektor Konopka in Lüneburg, „im Laufe der naechsten Monate zwei wissenschaftliche Arbeiten (Mathematik), die ich im Jahre 1933 unterbrechen musste, wiederaufzunehmen und, wenn moeglich, zu vollenden.“ (Postauto, 9) Schmidt berichtet in dem Brief, dass er 1933 sein Studium an der Universität hätte aufgeben müssen, weil seine Schwester einen Juden geheiratet habe. Seine Schwester emigrierte nach der Heirat mit Rudi Kiesler, zunächst nach Prag, später in die USA, aber ein Studium hat Schmidt nie begonnen oder auch nur in Erwägung gezogen.

Im Februar 1946, da arbeitet er noch als Dolmetscher, schreibt er die Erzählung „Enthymesis“. Ein paar Monate später, im Sommer, beschäftigt er sich mit dem „Leviathan“, er sucht nach einem Einfall für die Erzählung, schließlich kommt ihm ein Traum zur Hilfe. Wie wir durch Alice Schmidts Tagebuch wissen, war das gar nicht so selten. Häufig hatte Schmidt sogenannte Wahrträume. Im Unterschied zu gewöhnlichen Träumen soll sich in Wahrträumen ein reales Ereignis unverschlüsselt ankündigen – ein Phänomen, das von der Traumforschung immer wieder untersucht und in Zweifel gezogen wurde.

Im Oktober 1946 ist der „Leviathan“ fertig, doch Schmidt legt das Manuskript vorerst beiseite. Ende 1947 überarbeitet er die Erzählung noch einmal und erst am 5. Januar 1948 schickt er sie an den Rowohlt Verlag. Ende Februar schreibt ihm der Lektor Kurt Marek, dass der „Leviathan“ im Hause Rowohlt mit Begeisterung aufgenommen worden sei, doch ein Buch könne man daraus nicht machen, die Sache sei zu schmal für einen Band. Marek empfiehlt, die Erzählung als Fortsetzungsgeschichte in der von ihm verlegten Zeitschrift *benjamin* zu veröffentlichen. Schmidt ist entsetzt, den „Leviathan“ zerstückelt in einer Zeitschrift zu drucken, darin sieht er eine Beleidigung und Beschädigung seiner Arbeit. Schließlich habe er „dem Leviathan diese schwierigste genau abgemessene Form gegeben, die durch ein Zerlegen in Fortsetzungen – und wäre es eine bloße Halbierung – empfindlich geschädigt würde.“ (Postauto, 10)

Schon nach dem ersten Brief des Lektors ist für ihn klar, dass der Verlag, trotz gegenteiliger Beteuerungen, sein Manuskript nicht wirklich zu würdigen weiß. Schmidt ist der Überzeugung, mit dem „Leviathan“, „Weltliteratur“ geschrieben zu haben. „’Ich habe ihn nicht für die Zeit sondern f. d. Ewigkeit geschrieben, 100 Jahre später wird man mich erst würdigen, meine Zeitgenossen werden dies nicht tun.“ (Alice Schmidt 2018, 77) Noch im April 1948 schickt er den „Leviathan“ auch an den Suhrkamp Verlag. Parallel verhandelt er mit Rowohlt. Anfang Juli legt er mit „Enthymesis“ und „Gadir“ dem Verlag zwei weitere Erzählungen vor, die zusammen mit dem „Leviathan“, so sein Vorschlag, in einem Band veröffentlicht werden sollen. Vorsichtshalber droht Schmidt damit, wenn es keine schnelle Antwort gäbe, die Beziehung abzubrechen und sein „Heil anderwärts“ zu versuchen – was er schon längst getan hat.

Der Rowohlt Verlag reagiert auf den Vorschlag des Autors positiv und lädt ihn noch im Juli zu einem Besuch nach Hamburg ein. Schmidt lehnt die Einladung ab, verweist auf seine prekäre „wirtschaftliche Lage“ und schildert in drastischen Worten seine Situation: „wir wesen in einem feuchten Raume mit verklebten Fenstern; kochen Amorphes in alten Konservenbüchsen“ (Postauto, 13). Außerdem arbeite er am Rande der Erschöpfung und sei „menschlich“ kaum mehr „brauchbar“. Gleichwohl: Rowohlt schickt Geld für die Fahrt und die Schmidts machen sich auf die Reise. Arno Schmidt kehrt mit einer mündlichen Vertragszusage nach Cordingen zurück – der schriftliche Vertrag soll schnellstmöglich folgen. Die Ungeduld ist groß, wenn keine Post kommt, hat Schmidt, folgen wir dem Tagebuch seiner Frau, „übelste Laune“ (2018, 11). Immer wieder steht er kurz davor, einen rabiaten Brief an Rowohlt zu schreiben und die Beziehung abzubrechen. Am 17. September kommt schließlich der Vertrag, der ein Honorar von 500 DM vorsieht, zahlbar in zwei Raten, und prozentuale Verkaufsbeteiligung. Darüber hinaus verpflichtet sich Rowohlt sofort mit der Drucklegung zu beginnen. Alice Schmidt, die von nun an, auf Vorschlag ihres Mannes, Tagebuch führt, schreibt erleichtert: „Unser Lebensminimum von 60 DM pro Monat wäre also für ein Jahr gesichert.“ (Schmidt 2018, 12)

Arno Schmidt sprüht in dieser Zeit nur so von Ideen für neue Projekte, doch um den literarischen Markt, das Interesse des Verlages an verkaufbaren Büchern oder gar um den Geschmack und die Bedürfnisse des Lesepublikums, kümmert er sich dabei wenig. Das alles ist nicht seine Welt, über seine Themen lässt er gar nicht erst mit sich diskutieren. Freilich, mit dem „Leviathan“, mit „Brand’s Haide“, „Schwarze Spiegel“ oder *Aus dem Leben eines Fauns* schreibt er Erzählungen, die die Atmosphäre dieser Jahre auf den Punkt bringen und in der Nachkriegsliteratur einzig dastehen, aber viele andere Projekte liegen außerhalb der Zeit, was Schmidt nicht stört – ganz im Gegenteil. Unzeitgemäß und vor allem anders will er sein.

Schmidts Überzeugung von der eigenen Bedeutung und Großartigkeit ist eine Maske, ein Selbstschutz. Folgen wir Alice Schmidt, dann kommt ihr Mann völlig verändert aus dem Krieg zurück. An Erika Michels schreibt sie 1956: „ich kann Ihnen schwören, daß mein Mann, als ich ihn als Jüngling kennen lernte, und auch während unserer kurzen Ehezeit vor dem Krieg, der feinfühligste und überanständigste Mensch war, den man sich nur denken konnte, der niemals nur ein rauhes Wort gesagt hätte. 6 Jahre Militär haben ihn zu dem Wütend=Radikalen, hauptsächlich wider dieses Militär, gemacht, der er jetzt ist.“ (Briefwechsel Michels, 55)

Da der Rowohlt Verlag in einer Finanzkrise steckt, kann die versprochene sofortige Drucklegung des *Leviathans* nicht eingehalten werden. Schmidt, der offenbar von den Gründen nichts weiß, fühlt sich hingehalten und ist im Frühjahr 1949 mit den Nerven am Ende. Alice Schmidt notiert am 15. Mai: „Er will im July auf Arbeit gehen, mit Ro würde doch nichts mehr. Er schmisse sie raus oder Backpfeife sie nur noch.“ (2018, 96). Endlich, am 28. Oktober 1949, kommen die Belegexemplare des *Leviathans*. Der Rowohlt Verlag setzt sich durchaus entschieden für das Buch ein, das nicht gerade ein Verkaufserfolg zu werden scheint. Nach Angaben von Ernst Rowohlt hat der Verlag, vier Wochen nach Vorankündigung, 37 Exemplare verkauft. Ende November kommt der Lektor Kurt Marek nach Cordingen, er bringt Mitarbeiter des Nordwestdeutschen Rundfunks mit, die ein Interview Schmidts und eine Lesung aus dem *Leviathan* aufnehmen.

Bereits im November und Dezember erscheinen zahlreiche Rezensionen, die den Autor als große literarische Entdeckung feiern und insbesondere die einzigartige Sprache würdigen, sie habe, heißt es da zum Beispiel, „die Schönheit, Kühle und Schlüssigkeit mathematischer Formeln. Sie packt den Leser, der ihre knappen, präzisen Hinweise versteht, vom ersten Satz an.“ (Bock 1984, 9) Am 3. Januar 1950 bespricht Alfred Andersch den *Leviathan* im Hessischen Rundfunk und nennt den Autor „ein Genie“. Schmidt ist kein verkannter Schriftsteller – im Gegenteil, ihm wird in der Nachkriegszeit viel Aufmerksamkeit, ja Bewunderung zuteil. Im November 1950 wird ihm für den *Leviathan* der Große Literaturpreis der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz zuerkannt (er erhält dafür ein Preisgeld von 2000 DM).

Schmidt jedoch fühlt sich falsch verstanden, nicht richtig interpretiert, von inkompetenten Kritikern gelobt. Vor allem aber kämpft er gegen das Image des Dichters, denn das ist mit seiner Auffassung eines streng und über alle Maßen arbeitenden „Berufsschriftstellers“ (BA IV/4 462) nicht zu vereinbaren. Als Hermann Hesse ihn als ‚wirklichen Dichter‘ lobt und ihn auch noch ‚jung und schnoddrig‘ nennt, ist für den so Gelobten das Maß voll. Schmidt hatte Hesse den *Leviathan* zugesandt, der schreibt nun in einem ‚Rundbrief‘ an Freunde eine durchaus positive Kritik, spricht vom „kaltschnäuzigen Ton des modernen Desperado, der den Krieg und alle Teufeleien unserer heutigen Welt mit angesehen und

ausgekostet hat“, den Pessimismus und die Aggressivität, die in der Erzählung zum Ausdruck kommen, nennt Hesse berechtigt und legitim. (Esterházy 2016, 168) Schmidt gefällt jedoch der ganze Ton nicht, er findet die Kritik herablassend und antwortet stante pede mit einer Beschimpfung, die er am 22. Mai 1950 an Hesse schickt. Ein Schreiben voller persönlicher Schmähungen („Ein begabter Dichter; reich und faltig“), die deutlich machen, hier schreibt ein Enttäuschter. Hesse, so Schmidt, sei kein Soldat gewesen, habe „Krieg, Kriegsgefangenschaft, Hunger“ nicht erlebt und sei deshalb als Mensch und Schriftsteller nicht ernst zu nehmen. (Postauto, 22)

Schmidts Hypersensibilität und Gereiztheit führt auch im Alltagsleben zu Konflikten. Der Wohnraum im Mühlenhof in Cordingen ist eng, im Haus wohnen viele Flüchtlingsfamilien mit Kindern, die für Unruhe und Lärm sorgen. Der Schriftsteller fühlt sich in seiner Arbeit gestört, es kommt zu Beschwerden und Auseinandersetzungen. Überdies reicht die Zimmerwirtin 1950 Klage ein, weil Schmidts seit Oktober 1948 die monatliche Miete von 10 DM für überlassene Möbel und Haushaltsgegenstände nicht mehr gezahlt haben. Das Ehepaar bestreitet die Forderungen, beruft sich auf mündliche Abmachungen, verliert schließlich aber den Prozess und wird vom Amtsgericht Walsrode zur Zahlung zuzüglich Zinsen verurteilt.

Die Schmidts träumen sich weg und entwickeln Gedankenspiele von einem kleinen Haus in abgeschiedener Umgebung: „Hätte I 3 Wünsche v. Schicksal,“ so Arno Schmidt, „ich wüßte sie: Ein Häuschen auf einer einsamen Insel, Bücher, Lebensmittel & Feuerung f. 50 Jahre & diese 50 Jahre in Ruhe & Frieden dort verbringen & alsdann rascher, schmerzloser Tod.“ (Alice Schmidt 2018, 145) Noch ist ein Haus unerreichbar. Um wegzukommen kaufen sich die Schmidts zunächst einmal ein Tandem. Sie machen damit Ausflugsfahrten und benutzen es für Archivreisen. So fahren sie im April 1950 nach Hamburg, recherchieren in der Staatsbibliothek und besuchen die Kunsthalle.

Nach dem verlorenen Prozess war die Situation in Cordingen unhaltbar geworden. Im Sommer 1950 fassen die Schmidts den Entschluss sich nach Süddeutschland umsiedeln zu lassen. Nach einigen Gesprächen und Anträgen verlassen sie Ende November Cordingen und werden in das Winzerdorf Gau-Bickelheim im Landkreis Alzey (Rheinland-Pfalz) gebracht, unweit von Mainz. Die Schmidts wollten sich verbessern, doch die Wohnungen, die man ihnen zuweist, entsprechen ganz und gar nicht ihren Erwartungen. Sie akzeptieren schließlich eine Zweizimmerwohnung unter dem Dach. Doch heimisch fühlen sie sich hier nicht – es gibt Vorbehalte gegenüber einem Schriftstellerehepaar, aber auch die Schmidts schauen mit einiger Herablassung auf die bäuerliche Bevölkerung. Fast ein Jahr bleiben sie in Gau-Bickelheim.

Von einer gesicherten Existenz kann zu dieser Zeit nicht gesprochen werden, aber es vollzieht sich ganz allmählich eine Wende zum Positiven. Dazu trägt

der erwähnte Literaturpreis der Mainzer Akademie bei, hinzu kommt ein neuer Vertrag mit Rowohlt, der 1000 DM für „Brand’s Haide“ zahlt, darüber hinaus übernimmt Schmidt von November 1950 an Übersetzungen für Rowohlt. Hierbei bewährt sich die eheliche Arbeitsgemeinschaft: Arno Schmidt übersetzt und Alice Schmidt tippt die Reinschrift und liest Korrektur.

Ab Januar 1951 beginnt Schmidt Material für eine neue Erzählung zu sammeln: „Schwarze Spiegel“ – die Vision von einer Welt nach der atomaren Katastrophe, die nur einige, wenige Menschen überlebt haben. Als er seine Erzählung schreibt, ist der Korea-Krieg auf dem Höhepunkt. Der Überfall des kommunistischen Nordkoreas auf die Republik im Süden weckt insbesondere im geteilten Deutschland große Ängste und heizt die Debatte über die Wiederbewaffnung und die Einbindung in die Bündnissysteme (Warschauer Pakt, NATO) an. Dass die Menschen aus der Geschichte nichts lernen, ist für Schmidt eine ausgemachte Sache. Der Ich-Erzähler ist deshalb froh, dass alles vorbei und die Zivilisation untergegangen ist. Die atomare Zerstörung wird als das große Reinemachen beschrieben: „Atom-bomben und Bakterien hatten ganze Arbeit geleistet.“ (BA I/1, 202) Die Apokalypse wird zur gerechten Strafe für alles das, was die Zivilisation angerichtet hat.

Schmidt will, wie schon zitiert, „nichts als Musse und persönliche Freiheit“ (Postauto, 31). In der Politik sieht er eine prinzipielle Bedrohung und Einschränkung seiner Freiheit. Immer wieder überlegt er, ob er nicht lieber in den Osten gehen oder gar „ins Russische durchbrennen“ (Alice Schmidt 2004, 185) soll, immer wieder entwickelt er Pläne zur Auswanderung: nach Kanada, auf die Falklandinseln, nach Indien, in die Provence oder sogar in die Schweiz (Dunker 1990, 70). Im Grunde ist ihm das Land egal, nur ein geschützter Raum soll es sein, möglichst abseits von den weltpolitischen Konfliktlagen, abseits von Menschen und störenden Einflüssen. Darum ist für ihn auch der Ost-West Gegensatz von nachrangiger Bedeutung. Am 6. August 1950 schreibt er an Heinz Jerofsky: „Meine Antwort über die Wahl zwischen Amerikanern und Russen wäre also etwa: den Einen genommen und den Anderen damit geprügelt!“ (Postauto, 25)

Ende Oktober 1951 erscheint der Band *Brand’s Haide*, der auch die Erzählung „Schwarze Spiegel“ enthält. Einen Monat später zieht das Ehepaar Schmidt nach Kastel im Kreis Saarburg um. Die Randlege, an der Grenze von Luxemburg und Frankreich, ist ein wichtiges Kriterium. Die Wohnung, in die sie gegen den Willen des Vermieters einquartiert werden, entspricht jedoch so gar nicht dem, was sie sich vorgestellt haben: zwei durch einen Hausflur getrennte Zimmer, ohne eigenen Wasseranschluss. Gleichwohl, die Schmidts bleiben bis zum September 1955 in Kastel.

Es gibt um diese Zeit zahlreiche Versuche, Arno Schmidt in das literarische Leben einzubeziehen – die sich zumeist aber als erfolglos erweisen. Im April erhält er eine Einladung der Gruppe 47, die er nicht beantwortet: „Haben kein Geld zur

Antwort. Was ist Gruppe 47? – ?“, schreibt Alice Schmidt ins Tagebuch (Esterházy 2016, 200) Auch spätere Versuche, den Autor zu einer Tagung der Gruppe 47 einzuladen, scheitern. Wenig Glück hat auch der *Süddeutsche Rundfunk* mit seinem Mitarbeiter Martin Walser. Schmidt sagt die Teilnahme an einer Hörspieltagung in Stuttgart zunächst unwillig zu, kommt dann aber doch nicht. In Gesellschaft fühlt er sich zumeist unwohl, vor allem jedoch meidet er den Kontakt zu Kollegen.

In der Zwischenzeit hatte sich für Schmidt eine neue Möglichkeit zur Publikation ergeben: Alfred Andersch bietet ihm an, in der von ihm in der *Frankfurter Verlagsanstalt* herausgegebenen Reihe *Studio Frankfurt* Texte zu veröffentlichen. Im Frühjahr 1953 erscheinen in der Reihe „Die Umsiedler“ und „Alexander oder Was ist Wahrheit“. Im Januar hatte Schmidt auch den *Faun* an die Frankfurter Verlagsanstalt geschickt, die jedoch eine Veröffentlichung ablehnt, er kommt schließlich wieder bei Rowohlt heraus.

Nach der Annahme des *Fauns* ist die Existenz fürs Erste gesichert. Die Schmidts planen sogar eine größere Urlaubsreise, entscheiden sich dann aber doch für die Anschaffung von Möbeln. Zu einer kleineren Fahrt lässt sich Arno Schmidt im Sommer 1953 von seiner Frau überreden – im Juni geht es für ein paar Tage an den Dümmer. Nach der Rückkehr hat Schmidt den Einfall die Impressionen aus der Urlaubsreise zur Grundlage einer Erzählung zu machen: „Seelandschaft mit Pocahontas“. Was sich heute als unverfängliche Liebesgeschichte liest, ist in den fünfziger Jahren ein Aufreger, die derbe Erotik und das Schimpfen auf Gott und die Welt geht den Hütern von Moral und Sitte zu weit. 1955 wird ein Strafverfahren wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften eingeleitet. Hinter der Anzeige steht, wie man heute weiß, das Erzbischöfliche Generalvikariat Köln. (Kersten, 2018)

Schmidt reicht die Erzählung im August 1953 bei Rowohlt ein, auch Andersch artikuliert Interesse an dem Manuskript, das Schmidt zusammen mit seiner ‚Prosatheorie‘, den ‚Berechnungen‘, veröffentlichen will. Nach einigem Hin und Her kommt im Oktober ein Vertrag mit Rowohlt zustande, der aber im März 1954 wieder in Frage gestellt wird. Stein des Anstoßes ist Schmidts Praxis, seine Texte immer mehreren Verlagen gleichzeitig anzubieten. Ledig-Rowohlt gibt schließlich die „Seelandschaft“, wie auch andere von Schmidt eingereichte Manuskripte, zurück – und Schmidt steht ohne einen festen Verlag da.

Im Sommer 1954 recherchieren die Schmidts für ein Romanprojekt, das sich um Sophie von Braunschweig-Lüneburg, die Prinzessin von Ahlden drehen soll und aus dem dann *Das Steinerne Herz* wird. Die erste Station der Reise, bevor man den ‚Schauplatz‘ Ahlden besichtigt, ist das Staatsarchiv in Hannover. Danach geht es durch die belebte Innenstadt – Arno Schmidt reagiert mit Panikattacken, will nur noch weg und rennt „drauflos“: „Laß uns bloß heimfahren. Ich halte mit meinen Nerven keine Großstadt mehr aus!“ (Schmidt 2004, 104) Gleichwohl steht noch ein Besuch bei Alice Schmidts Mutter in Ost-Berlin auf dem Programm. Die

Tage in Ost-Berlin verlaufen, zumindest für Arno Schmidt, desillusionierend: Als Fluchtziel taugt der Osten nicht.

Im Juni 1955 werden dann jedoch die Fluchtpläne in die „Ostzone“ wieder aktuell. Schmidt erfährt von den Anzeigen gegen ihn selbst und gegen den Verleger der Zeitschrift *Texte und Zeichen*, in der „Seelandschaft mit Pocahontas“ erschienen war. „Was tun, was tun? Fliehen? Zunächst Arno? Ostzone? Wohin sonst?“ (Alice Schmidt 2008, 133) So schnell wie möglich will man jedenfalls aus dem Einflussbereich des besonders konservativen Landgerichts Trier wegziehen. Der Studienrat Wilhelm Michels, der im Oktober 1953 mit Schmidt Kontakt aufgenommen und ihn mit Lebensmittelpaketen unterstützt hatte, bietet ihm auf seinem Grundstück im Taunus einen Bauplatz für eine Holzbaracke an, was Schmidt aber aufgrund der engen Nachbarschaft dankend ablehnt: „Ich kann Sie nicht genug vor mir warnen. Denn ich bin nichts weniger als ein amüsanter oder amüsabler Hausgenosse.“ (Briefwechsel Michels, 17) Ein anderes Hilfsangebot kommt von Max Bense, der dem Autor eine Dozentenstelle an der Hochschule für Gestaltung in Ulm anbietet, inklusive einer Wohnung. Schmidt reist Ende September 1955 nach Ulm zu einem Gespräch mit Max Bill, dem Leiter der Hochschule. Man tauscht sich über Kunst und Literatur aus und es kommt zu einer heftigen Diskussion. Die Standpunkte sind unvereinbar und Schmidt lehnt die Dozentenstelle ab.

Auf der Rückfahrt macht er Station in Darmstadt und trifft sich mit dem Maler Eberhard Schlotter, der seine Hilfe angeboten hatte und kurzfristig in Darmstadt eine Wohnung besorgen will. Schon am nächsten Tag, dem 23. September, werden die Möbel aus Kastel geholt und ein paar Tage später haben die Schmidts tatsächlich eine Wohnung und können in die Inselstraße 42 einziehen.

Schnell stellt sich heraus, dass Darmstadt für Arno Schmidt keine ideale Lösung ist. Die Künstlerkolonie mit dem Zwang zur Geselligkeit geht ihm auf die Nerven. Dabei zeigt er sich im persönlichen Umgang, wie Bekannte und Freunde versichern, durchaus gesprächig und heiter, hinterher aber ist er – wie die Tagebuchnotizen seiner Frau bezeugen – verstimmt und unduldsam.

Während Alice Schmidt gewisse Seiten des städtischen Lebens und der zwischenmenschlichen Kontakte genießt, ist Darmstadt für den Schriftsteller eine Reizüberflutung, die ihn überfordert. Die *Gelehrtenrepublik* (1957), der einzige Roman, den Schmidt in der Darmstädter Zeit schreibt, ist passagenweise eine bissige Satire auf die Künstlerkolonie und ihren bohemhaften Lebensstil. Neben den beiden Erzählungen „Tina oder über die Unsterblichkeit“ und „Goethe und Einer seiner Bewunderer“ entstehen in Darmstadt viele kleinere Geschichten und zahlreiche Artikel, die Alice Schmidt an Zeitungen schickt. 1955 hatte man, auf einen Rat Ernst Kreuders hin, mit dem Artikelversand angefangen, um damit das monatlich zur Verfügung stehende Budget zu erhöhen. Zur Existenzsicherung

tragen aber vor allem die Funkdialoge bei. Andersch hatte im Juni 1955 die Leitung der Redaktion „Radio-Essay“ beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart übernommen und Schmidt um Beiträge gebeten. Mit den Dialogen entwirft Schmidt einen eigenen Kanon, in dem nicht die ‚Großen‘ der Literaturgeschichte das Sagen haben, sondern die ‚Kleinen‘ und ‚Abseitigen‘.

Seit Frühjahr 1955 ist *Das Steinerte Herz* fertig, doch die Suche nach einem Verlag gestaltet sich schwierig, vor allem nach Bekanntwerden der „Pocahontas“-Affäre. Vermittelt über Alfred Andersch lernt Schmidt im Sommer 1955 Ernst Krawehl, den Mitinhaber des Stahlberg Verlags kennen, ein Glücksfall für Schmidt, denn in Krawehl findet er einen Verleger, der sich nachhaltig für seine Literatur einsetzt und der vor allem auch mit der schwierigen Persönlichkeit des Autors umzugehen versteht. Gleich beim ersten Projekt, dem Roman *Das steinerne Herz*, wird die Beziehung allerdings auf eine harte Probe gestellt. Krawehl befürchtet, dass es zu weiteren Anzeigen kommen könnte und erstellt eine Liste anstößiger Stellen, die Schmidt umformulieren oder streichen soll. Es kommt zu einer langen brieflichen Auseinandersetzung. Doch schließlich kann der Roman im Oktober 1956 in einer etwas gekürzten und entschärften Fassung erscheinen. Das Verfahren gegen Schmidt wegen Gotteslästerung und Verbreitung unzüchtiger Schriften war im Juli 1956 eingestellt worden. Grundlage ist ein Gutachten von Hermann Kasack, dem Präsidenten der *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*.

Schmidt liebäugelt zu dieser Zeit mit einem größeren Roman-Projekt, der Arbeitstitel lautete: „Lilienthal 1801 oder Die Astronomen“. Die Handlung ist in Lilienthal, einem kleinen Dorf bei Bremen, angesiedelt. Im Mittelpunkt soll der Amtmann Johann Hieronymus Schroeter und dessen Sternwarte stehen, die über ein gigantisches Riesenteleskop verfügt. Mehrfach fährt Schmidt zu Recherchen in den Norden, und beinahe hätte er eine Küsterstelle in Lilienthal angenommen, nur weil er dann ein kleines Haus hätte bewohnen dürfen. Er will bloß weg aus Darmstadt.

Die Schmidts denken wieder mal ans Auswandern, diesmal soll es Irland sein. Aber so euphorisch man anfangs ist, zumal der Schriftstellerkollege Heinrich Böll, der zeitweise in Irland lebt, den Schmidts helfen will, die Idee wird schon bald wieder ad acta gelegt, denn die irische Gesandtschaft teilt mit, dass eine Aufenthaltsgenehmigung nur erteilt wird, wenn man finanziell unabhängig ist.

### I.1.5 Bargfeld

Wieder zurück auf dem Boden der Tatsachen, nimmt das Ehepaar nun das norddeutsche Flachland ins Visier. Ende August 1957 sind sie das erste Mal in Bargfeld, ein Dorf im Kreis Celle, sie besuchen dort die Eltern von Eberhard Schlotter, die

schon seit einiger Zeit nach einem geeigneten Haus für die Schmidts Ausschau halten. Im April 1958 erfahren sie von einem holzverschalten Fachwerkhaus, das in Bargfeld zum Verkauf steht. Von Haus und Gegend sind sie angetan, aber der Kaufpreis ist bei dem noch immer knappen finanziellen Mitteln ein Problem. Im Oktober 1958 wird mit Hilfe eines Darlehens von Wilhelm Michels der Hauskauf perfekt gemacht.

Mit dem Umzug Anfang Dezember erfüllt sich für Arno Schmidt ein langgehegter Wunschtraum. Er ist in seiner Ideal-Landschaft angekommen, an einem Ort, an dem er sich die Reize vom Leibe halten und in selbstgewählter Isolation leben kann. Allerdings sind die Kontakte zur Außenwelt, zumindest in den ersten Jahren, gar nicht so gering. Doch hat Schmidt jetzt einen Arbeitsraum im Dachgeschoss, den er als Rückzugsraum mit einer Falltür gesichert hat, so kann er sich, gut abgeschirmt, hinter seinen Zettelkästen verbarrikadieren.

Als erstes größeres Projekt schreibt er Ende 1959 *Kaff auch Mare Crisium*. Der Roman spielt auf zwei Handlungsebenen und in zwei Zeiten, die drucktechnisch voneinander unterschieden sind: zum einen in der Gegenwart, Ende der fünfziger Jahre; zum anderen 1980 auf dem Mond. Die Handlungsstränge sind miteinander verzahnt, durch gleitende, zuweilen auch abrupte Schnitte wird der Leser aus der Gegenwart in das Gedankenspiel auf dem Mond katapultiert, das Karl Richter für seine Freundin Hertha Theunert entwirft. Das Ganze geschieht auf einer Reise und während eines Besuchs in dem ‚Kaff‘ Giffendorf.

Noch scheint Schmidt in Bargfeld nicht richtig angekommen zu sein. Das ändert sich mit den ländlichen Geschichten, *Kühe in Halbtrauer*, die er Anfang der sechziger Jahre schreibt und die alle im Bargfelder Ambiente angesiedelt sind. Schmidt arbeitet jetzt, unter dem Einfluss von Alkohol und Tabletten, im Akkordtempo. Zu Anfang drücken ihn die Schulden, aber die sind schon 1962 abbezahlt, ohne dass sich sein Tempo verlangsamt – im Gegenteil. Schmidt schreibt zahlreiche Funkdialoge, unter anderem über das Spätwerk von Joyce: „Das Geheimnis von Finnegans Wake“ und „Der Triton mit dem Sonnenschirm“. Im November 1962 erhält er das Angebot, die Werke Edgar Allan Poes zu übersetzen – er erklärt sich prinzipiell dazu bereit, will jedoch die Last der Übersetzung nicht alleine tragen und schlägt Hans Wollschläger, damals Mitarbeiter des Karl May-Verlages, als Mitübersetzer vor. Zwischen Schmidt und Wollschläger entwickelt sich Anfang der sechziger Jahre ein Lehrer-Schüler-Verhältnis. Häufig kommt Wollschläger nach Bargfeld – Schmidt schätzt den Austausch, empfindet ihn als anregend. Mitte der sechziger Jahre zieht sich Schmidt jedoch mehr und mehr von der Beziehung zurück. So ähnlich verlaufen eine ganze Reihe von Kontakten: Schmidt zeigt sich anfangs interessiert und offen, hat aber irgendwann das Interesse verloren. Als er 1964 den Studenten Jörg Drews kennenlernt, ist Schmidt begeistert und zieht ihn ins Vertrauen, erzählt ihm von Dingen, die er in seiner Literatur versteckt

hat. Und Drews lanciert sein Wissen in Aufsätzen und Artikeln. Hier wie auch in anderen Fällen setzt Schmidt seine Leser auf die Spur, sie sollen ihm folgen, seine Texte enträtseln. Mit der im Oktober 1971 gegründeten Zeitschrift *Bargfelder Bote* ist dieser Weg, hin zu einer ‚Dechiffrierung‘, systematisch besritten worden. Schmidt hat diese Philologie initiiert und in den sechziger Jahren mit vielen Hinweisen befördert. Dabei spielt *Zettel's Traum* eine ganz wesentliche Rolle. In dem großformatigen Buch hatte er so viel versteckt und verrätselt, dass der ‚gewöhnliche Leser‘ auf die Plätze verwiesen wird, um seine Literatur zu verstehen, muss man den Kosmos des Autors teilen.

Neben Joyce bekommt Sigmund Freud, insbesondere die *Traumdeutung*, einen immer wichtigeren Stellenwert für den Schriftsteller. Eine erste Frucht aus der Beschäftigung mit der Psychoanalyse ist die 1963 erschienene Studie über Karl May *Sitara und der Weg dorthin*. Mit dem Freud'schen Instrumentarium betrachtet Schmidt die Landschaftsbeschreibungen Mays, die er auf verdrängte Homosexualität zurückführt. Wichtige Bausteine für *Zettel's Traum*, wie die Etymtheorie, sind in *Sitara* schon vorgeprägt.

Im Mai 1964 entwickelt Schmidt erste Skizzen zu *Zettel's Traum*. Es entstehen drei Entwürfe unter dem Arbeitstitel „Arnheim“. Der dritte Entwurf trägt den Titel „Arnheim oder die Zeugung der Culisse“. Später ersetzt er „Arnheim“ durch „Rotman“ – beide Namen beziehen sich auf Erzählungen Poes. Am 25. August 1965 beginnt er mit der Niederschrift auf DIN-A3 Blättern, die er mehrspaltig beschreibt. Es gibt einen Hauptstrang in der Mitte, der, je nach Erzählperspektive, nach links und rechts schwenkt. Die Handlung erstreckt sich über vierundzwanzig Stunden im Juli 1968. Der Ich-Erzähler Dän Pagenstecher, der in einem Haus am Rande der Heide lebt, erhält Besuch von dem befreundeten Übersetzerhepaar Paul und Wilma Jacobi sowie deren sechzehnjähriger Tochter Franziska. Man redet über Edgar Allan Poe – und der Privatgelehrte Pagenstecher erläutert an vielen Beispielen aus dem Werk Poes und anderer Autoren seine Etymtheorie, der zufolge sich im Klang und in der Schreibweise von Worten unbewusste sexuelle Triebe äußern. Während sich das Ehepaar Jacobi im Dauerstreit befindet, entwickelt sich zwischen Pagenstecher und Franziska eine platonische Liebesgeschichte. Das Buch zeugt von der enormen Anstrengung Schmidts, die großen Geister der Epoche, Freud und Joyce, zusammenzuführen und zu überflügeln.

Während der Niederschrift hat Schmidt immer wieder Bedenken, ob er die Arbeit schaffen und ob sich die Mühe lohnen würde. Doch Schmidt hält durch. Am 31. Dezember 1969 beendet er die Niederschrift mit der Typoskriptseite 1334. Die Präsentation des monumentalen Buches wird zum Medienereignis. Im Frühjahr kommt der Norddeutsche Rundfunk nach Bargfeld – Schmidt liest aus *Zettel's Traum* und gibt Hinweise zum Buch; die Aufnahmen des Senders erscheinen 1977 unter dem Titel *Vorläufiges zu Zettels Traum* als Schallplatte.

Schmidts gesundheitlicher Zustand ist zu dieser Zeit bedenklich. Seit Anfang der sechziger Jahre hatte er immer wieder Herzanfalle, die sich nun häufen und heftiger werden – eine Behandlung durch einen Spezialisten lehnt er aber ab. Im Dezember 1970 nimmt er die Arbeit an dem großformatigen Dialogroman *Die Schule der Atheisten* auf. Nach seinem Grobuch *Zettel's Traum* knüpft er, inhaltlich gesehen, an seine Nachkriegserzahlungen an. Die Handlung spielt 2014. Weite Teile der Erde sind durch einen Atomkrieg verwüstet. Zwei Großmächte sind übriggeblieben und stehen sich gegenüber: Die USA, aus der ein Matriarchat geworden ist, und China, in dem ein traditionelles Patriarchat herrscht. Die Delegationen beider Mächte kommen zu Verhandlungen in dem kleinen Ort Tellingstedt zusammen – ein Kulturreiservat, vorindustriell und vormodern, regiert von einer kleinen, gebildeten Oberschicht, ausgehalten von den Amerikanern. Die zentrale Position im Reservat nimmt der Senator, Friedensrichter und Kulturbewahrer Wilhelm T. Kolderup ein, der bei den Verhandlungen der verfeindeten Mächte vermittelt und zum Zeremonienmeister wird. Kolderup spielt eine herausragende Rolle, aber die Erzählung ist nicht auf ihn zentriert. Die starke, autoname Ich-Figur, die bis zu diesem Zeitpunkt Schmidts Werk geprägt hat, wird zurückgenommen, ein Ensemble von Figuren tritt an die Stelle des Ich-Erzählers. Im Unterschied zu Schmidts Nachkriegserzahlungen steht in der *Schule der Atheisten* nicht Zivilisationskritik auf dem Programm, die ‚Welt‘ ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ‚erledigt‘, nach der Apokalypse kommt die Komödie. Vom Heilsversprechen der Kultur ist in der postapokalyptischen Welt nicht mehr viel übriggeblieben, man holt die Kultur noch einmal, wie eine Reliquie hervor, aber eine Zukunft ist ihr nicht beschieden.

Als Schmidt im Juli 1973 den Goethepreis zuerkannt bekommt, ist er nicht in der Lage ihn persönlich entgegenzunehmen. Alice Schmidt fährt zur Verleihung am 28. August nach Frankfurt und verliest die Dankrede, in der Schmidt noch einmal sein Credo formuliert, vom ‚Alleine-Gehen‘ spricht und sein Arbeitsethos hochhält.

Im Juli 1974 beginnt er mit der Niederschrift des großformatigen Romans *Abend mit Goldrand*, sein letztes vollendetes Werk, das im September 1975 erscheint. „Eine Marchenposse“ heißt es im Untertitel, die allerdings in der Gegenwart spielt, an einem warmen Oktobertag im Jahre 1974, in dem fiktiven Heideort Klappendorf. Der Inhalt des Romans besteht aus Gesprächen, aus Erzählungen und Erinnerungen der Figuren, die über ihr Leben, über Literatur, Sexualität und über Gott und die Welt reden. In die abseits gelegene Idylle bricht eine Hippiekommune ein, die auf den Weg nach Tasmanien ist und im Dorf Station macht. Alles wird durch die Gruppe durcheinandergewirbelt, die Erzählungen, aber auch die Beziehungen der Protagonisten untereinander. So real die Handlungsbezug erscheinen, so phantastisch ist die „Marchenposse“ gestaltet, in der nicht nur die

Figuren im engeren Sinn, sondern auch „Gestalten aus Büchern und Gemälden“ zu Mitwirkenden werden.

Anfang 1976 sammelt Schmidt Material für ein weiteres Typoskriptbuch, der Arbeitstitel lautet „Julia, laß das!“ Trotz seines angegriffenen Gesundheitszustands beginnt er im Februar 1979 mit der Niederschrift, er kommt bis Seite 100. Am 31. Mai erleidet Schmidt einen Gehirnschlag, an dem er am 3. Juni 1979 in einem Celler Krankenhaus stirbt.

Zwei Jahre vor seinem Tod erfüllte sich – nach dem Haus in Bargfeld – sein zweiter Wunschtraum. Ein Leben lang hatte sich Schmidt nach finanzieller Unabhängigkeit gesehnt, um in „Musse und persönlicher Freiheit“ schreiben zu können. Am 14. Juni 1977 wird er bei einem Spaziergang von einem jungen Mann angesprochen, der sich als Jan Philipp Reemtsma vorstellt, Student der Germanistik und potentieller Erbe eines Millionenvermögens. Er bietet Schmidt finanzielle Unterstützung in der Höhe des Nobelpreises (350.000 DM) an. Schmidt will es zunächst kaum glauben, nimmt aber nach zweitägigen Beratungen mit seiner Frau die Schenkung an, unter der Voraussetzung, dass keine weiteren Bedingungen daran geknüpft werden. Für den Schriftsteller kommt die Schenkung ‚zu spät‘ – nicht so für sein Werk, das durch die 1981 gegründete Arno Schmidt Stiftung betreut und erschlossen wird, deren Vorsitzender Jan Philipp Reemtsma ist.

## Literatur

- Ames, Max. „Erinnerungen an Arno Schmidt in Norwegen“. *„Wu Hi?“*. *Arno Schmidt in Görlitz Lauban Greiffenberg*. Hg. von Jan Philipp Reemtsma und Bernd Rauschenbach. Zürich 1986: 211–215.
- Bock, Hans-Michael (Hg.). *Über Arno Schmidt. Rezensionen vom „Leviathan“ bis zur „Julia“*. Mitarbeit und Redaktion von Thomas Schreiber. Zürich 1984.
- Dunker, Axel (Hg.). *Arno Schmidt (1914–1979). Katalog zu Leben und Werk*. Zusammengestellt von Axel Dunker mit Hilfe des Archivs der Arno Schmidt Stiftung. München 1990.
- Esterházy, Fanny (Hg.). *Arno Schmidt. Eine Bildbiographie*. Berlin 2016.
- Fischer, Susanne. „Alice Schmidt in Greiffenberg um 1944“. *Bargfelder Bote* 309–310 (2008): 3–12.
- Fischer, Susanne. „Editorisches Nachwort“. Alice Schmidt. *Tagebücher der Jahre 1948/49*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2018: 202–205.
- Freud, Sigmund: Briefe 1873–1939. Hg. von Ernst L. Freud. Frankfurt a. M. 1960.
- Jerofsky, Heinz. „Erinnerungen an Arno Schmidt“. *„Wu Hi?“*. *Arno Schmidt in Görlitz Lauban Greiffenberg*. Hg. von Jan Philipp Reemtsma und Bernd Rauschenbach. Zürich 1986: 29–51.
- Kersten, Joachim. „Euerer Exzellenz erlaube ich mir mitzuteilen ...“. *Bargfelder Bote* 428 (2018): 10–14.
- Krawehl, Ernst (Hg.). *Porträt einer Klasse. Arno Schmidt zum Gedenken*. Frankfurt a. M. 1982.
- Öztanil, Guido Erol. *„Stumme Lichtzeichen“. Arno Schmidt und das Kino*. Hannover 2012.

- Rathjen, Friedhelm. „Arno Schmidt 1914–1979. Chronik von Leben und Werk“. *Bargfelder Bote* 375–377 (2014): 4–97.
- Rathjen, Friedhelm. „Jörg Drews und die Anfänge der ‚Dechiffrierer‘-Philologie“. *Bargfelder Bote* 425–427 (2018): 5–14.
- Rauschenbach, Bernd. „Einführende Texte“. *Arno Schmidt. Eine Bildbiographie*. Hg. von Fanny Esterházy. Berlin 2016.
- Schmidt, Alice. *Tagebücher der Jahre 1948/49*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2018.
- Schmidt, Alice: *Tagebuch aus dem Jahr 1954*. Hg. von Susanne Fischer. Frankfurt a. M. 2004.
- Schmidt, Alice: *Tagebuch aus dem Jahr 1955*. Hg. von Susanne Fischer. Frankfurt a. M.: 2008.
- Schmidt, Arno: „Briefe an Heinz Jerofsky“. „Wu Hi?“. *Arno Schmidt in Görlitz Lauban Greiffenberg*. Hg. von Jan Philipp Reemtsma und Bernd Rauschenbach. Zürich 2012: 55–89.
- Schmidt, Clara: „Erinnerungen meiner Mutter“. *Porträt einer Klasse. Arno Schmidt zum Gedenken*. Hg. von Ernst Krawehl. Frankfurt a. M. 1982: 171–211.
- Schweikert, Rudi: *Arno Schmidts Lauban. Die Stadt und der Kreis. Bilder und Daten*. München 1990.

## I.2 Bekannte und Zeitgenossen

### I.2.1 Alfred Andersch

Axel Dunker

Der Schriftsteller und Rundfunkredakteur Alfred Andersch (1914–1980) gehörte seit 1952 zu den wichtigsten Förderern und zählte später wohl auch zu den wenigen Freunden Arno Schmidts. Beide verband ein ähnlicher Werdegang, eine gegenseitige persönliche Wertschätzung und vor allem auf Seiten Anderschs die Bewunderung des literarischen Werks des anderen.

#### 1 Chronologie der Beziehung

Nachdem Andersch am 3. Januar 1950 in der Bücherstunde des Hessischen Rundfunks Schmidts Erstling *Leviathan* unter dem Titel „Ein Genie!“ besprochen hatte, kommt es am 19. August 1952 zu einem ersten Treffen beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart. Der Briefwechsel zwischen beiden beginnt am 6. September 1952 mit einem Publikationsangebot Anderschs für „Die Umsiedler“ und „Alexander oder Was ist Wahrheit“ in der Reihe ‚Studio Frankfurt‘ der Frankfurter Verlagsanstalt (III.1.4 RIEDEL). Schmidt bietet dem Verlag auch *Aus dem Leben eines Fauns* an, Verlagsleiter Eugen Kogon lehnt aber ab. Unabhängig davon widmet Schmidt das Buch Andersch: „Sie sind als Erster für mich eingetreten, und haben mir auch mit den ‚Umsiedlern‘ wieder fortgeholfen“ (Briefwechsel Andersch, 12; vgl. BA I/1, 517–518).

1954 erscheint das erste Heft der von Andersch herausgegebenen Zeitschrift *Texte und Zeichen*. Es beginnt mit Schmidts Erzählung „Seelandschaft mit Pocahontas“, weiter hinten folgen die poetologischen „Berechnungen I“. Andersch rückt Schmidt damit an die Seite von Paul Bowles, Paul Celan, René Char, Ernest Hemingway und einen eigenen Essay über Thomas Mann als Politiker. Diese Edition trägt Schmidt, Herausgeber Andersch und dem Verleger Eduard Reiferscheid eine Anzeige wegen Gotteslästerung und Pornographie ein. Um der Gerichtsbarkeit im Bereich der katholischen Diözese Trier zu entgehen, zieht Schmidt im September 1955 nach Darmstadt.

Im selben Jahr wird Andersch freiberuflicher Leiter der Redaktion ‚Radio-Essay‘ beim Süddeutschen Rundfunk. Er bittet Schmidt um Mitarbeit und dieser schickt ihm „Szenen zum Gedächtnis an Coopers Leben und Werk“ (Briefwechsel Andersch, 57). Andersch weist den Text zurück: „als Radiomanuskript durchaus geglückt, aber sie sind für das Nachtprogramm nicht verwendbar, weil Sie

nämlich Struktur und Qualität dieses Programms doch wohl nicht richtig sehen und aus diesem Grunde unterschätzt haben“ (Briefwechsel Andersch, 61). Die Besonderheit des Verhältnisses zwischen Schmidt und Andersch zeigt sich darin, dass Schmidt daraufhin die Beziehung nicht, wie er es in den meisten anderen Fällen wohl getan hätte, wütend abbricht, sondern umgehend einen neuen Versuch über Barthold Heinrich Brockes, einen wenig bekannten Autor des 18. Jahrhunderts, vorlegt. Andersch akzeptiert das Manuskript umstandslos: „Es ist ausgezeichnet und genau das, was man für das Nachtprogramm braucht.“ (Briefwechsel Andersch, 66) Der szenische Radioessay über Brockes markiert den Auftakt einer ganzen Serie über – größtenteils vergessene – Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts. „Diese ‚Nachtprogramme‘ Schmidts wurden Literaturgeschichte und schrieben selbst Literaturgeschichte; sie haben die Blicke auf manche Schriftsteller – so unterschiedliche wie Christoph Martin Wieland, Karl May und nicht zuletzt Brockes – nachhaltig verändert.“ (Reemtsma 2008, 233)

Andersch bemüht sich kontinuierlich, Schmidt bei der schwierigen Verlagsuche und anderen Verdienstmöglichkeiten beizustehen. „Für Schmidt legte sich Andersch mit skeptischen Freunden und zögernden Verlegern an, mit katholischen Rundfunkintendanten und wegen Gotteslästerung und unzüchtigen Schriften ermittelnden Staatsanwälten.“ (Drews 1986, 152) Im Juli 1955 vermittelt er den Kontakt zu Ernst Krawehl, einen der Leiter des Stahlberg Verlags. Dieser zeigt sich bereit, *Das steinerne Herz* zu publizieren, wenn auch mit einigen Änderungen und Entschärfungen. Krawehl wird fortan Betreuer und Förderer von Schmidts weiterem Werk. Schmidt reagiert mit Dankbarkeit an Andersch: „Daß seit 53 überhaupt noch etwas von mir erscheint, ermöglichen ja lediglich Sie (indem sie mir drei Viertel meiner Einnahmen zuspiesen; und mich – etwa beim ‚Kosmas‘ als absolut Einziger ! – mit Lob und Zuspruch versehen : also gleich beiden Arten von eiserner Ration für den Lebenslalom“ (Briefwechsel Andersch, 86–87). Er akzeptiert auch weiterhin gelegentliche Zurückweisungen von Texten durch Andersch, etwa von drei Kurzgeschichten für *Texte und Zeichen* („ich [...] habe mir aus dem Stapel Post gleich Ihren Brief herausgezogen, um nachzusehen, ob Sie mir wegen meiner Meinung über Ihre drei stories ‚strukturell‘ böse sind oder nur einfach grollen. Daß nur letzteres der Fall ist, freut mich.“ (Briefwechsel Andersch, 94–95)) Der notorisch besuchs- und menscheue Schmidt schreibt Andersch, über einen „angekündigten Besuch freue ich mich sehr“ (Briefwechsel Andersch, 107) und reist 1957 zusammen mit seiner Frau zu einer Ausstellungseröffnung von Anderschs Frau, der Malerin Gisela Andersch, nach Stuttgart. Diese gestaltet die Einbände zu einigen Büchern Arno Schmidts, u. a. zur Erstausgabe von *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen* im Bläschke Verlag.

Als der Verleger ankündigt, die Zeitschrift *Texte und Zeichen* nach drei Jahrgängen einstellen zu wollen, setzt sich Schmidt aktiv für das Fortbestehen ein

und versucht, Kontakte zu möglichen Geldgebern zu vermitteln – „Es lohnt sich nicht mehr, Stücke wie die ‚Pocahontas‘ oder auch nur wie die ‚Tina‘ [die in der ebenfalls von der Einstellung bedrohten Zeitschrift *Augenblick* erschienen war] zu schreiben : wo soll man die denn nun noch unterbringen ?!“ (Briefwechsel Andersch, 140)

Als Andersch im Juni 1958 nach Empfang des Nachtprogramms über Johann Gottfried Herder an Schmidt schreibt: „Sie sind unser größter Autor – so groß, daß ich es ohne jeglichen Neid sagen kann“ (Briefwechsel Andersch, 176), wechselt dieser zum Du: „Deinen letzten Brief habe ich nicht verdient !“ (Briefwechsel Andersch, 176) „Es ist doch vielmehr so, daß ich zwei Drittel meiner Einnahmen von Dir ziehe; und Dir dankbar – nicht nur ‚sein muß‘, sondern bin – daß Du mir solchen Raum in Deiner Arena läßt, um den Scheißkerlen meinen Mantelzipfel um die Ohren zu schlagen“ (Briefwechsel Andersch, 177).

Im November 1958 schickt Andersch einen Leserbrief an die FAZ, in dem er sich gegen Friedrich Sieburgs Invektive, Schmidt sei „durch die albernen Lobhudeleien seiner Freunde [...] jedes Widerstands verlustig gegangen“ (Sieburg 1984, 84–85), verwarft (Andersch 1984).

Nach Anderschs Übersiedlung nach Berzona (Schweiz) wird der bis dahin sehr rege Briefwechsel spärlicher, den Austausch über die von Schmidt eingesandten Nachtprogramme übernimmt zunehmend Anderschs bisheriger Redaktionsassistent Helmut Heißenbüttel, der sein Nachfolger wird. Es kommt noch zu einigen persönlichen Begegnungen, so im März 1964 anlässlich von Schmidts Entgegennahme des Fontane-Preises und einem kurzen Besuch in Bargfeld im Januar 1974. Die zunehmende Kränklichkeit der beiden gleichaltrigen Autoren, über die man sich in den letzten Briefen aneinander austauscht, verhindert weitere Treffen. Am 28. September 1979 kondoliert Andersch Alice Schmidt zum Tod ihres Mannes: „Was für ein Riese ist da von uns gegangen!“ (Briefwechsel Andersch, 244)

1980 widmet Andersch Schmidt sein letztes Buch, die Erzählung *Der Vater eines Mörders*: „Ein unbegabter Gymnasiast / widmet diese Erzählung / einem hoch-begabten, / der einer der größten Meister / deutscher Sprache / und Dichtung wurde: / seinem Altersgenossen / und lieben Freund // ARNO SCHMIDT / in memoriam“ (Andersch 2004b, 227)

## 2 Andersch über Schmidt, Schmidt über Andersch

Anderschs *Leviathan*-Rezension im Hessischen Rundfunk vom 3. Januar 1950 ist im Archiv des HR nicht aufzufinden. 1952 setzt sich Andersch in den *Frankfurter Heften* mit Hans Egon Holthusens herablassender Rezension des *Brand's Haide*-Bandes auseinander, in dem dieser Schmidt als Joyce-Epigonon bezeichnet und

Anderschs Genie-Urteil als „Bären dienst für Arno Schmidt“ bezeichnet hatte: „Was man sich da geleistet hat, fällt ohne Zweifel unter den Begriff des groben Unfugs.“ (Holthusen 1984, 20) Andersch weist Holthusens Epigonen-Verdikt zurück („Quatsch [...], der SCHMIDT hat ja von JOYCE keine Zeile gelesen“ (Andersch 1987a, 16) und hält sein Urteil aufrecht: „weil jede Zeile, die der SCHMIDT schreibt, genial ist. Weil der SCHMIDT gar nicht anders schreiben kann als genial, hat er sich mit fünf Stories in die Weltliteratur reingeschrieben.“ (Andersch 1987a, 17)

Am 14. September 1956 sendet der SDR Anderschs Radio-Essay *Der Außenseiter im Mittelpunkt. Ein Hinweis auf Arno Schmidt*, in dem er Schmidt in sprachlich-stilistischer Hinsicht in die Nachfolge des Expressionismus stellt: „kraft seines expressiven Geistes bildet das Werk dieses Außenseiters heute den geheimen Mittelpunkt unserer Literatur“ (Andersch 1987b, 33). Am 19. Juli 1955 hatte er das Manuskript der Sendung zusammen mit seiner Ablehnung der Cooper-Szenen als Muster dafür, „auf welcher Ebene sich das Nachtprogramm bewegt“ (Briefwechsel Andersch, 61), an Schmidt geschickt. Der Essay ist auf sieben Sprecher aufgeteilt (Andersch als Tagebuchschreiber, Andersch als Erklärer, und mehrere Sprecher für Zitate aus Werken Schmidts und anderer Autoren). Schmidt wird dieses Muster für seinen Brockes-Essay und die meisten weiteren Radio-Essays aufnehmen.

1957 rezensiert Schmidt, der sich selbst zu dieser Zeit mit Auswanderungsplänen in die Schweiz oder nach Irland trägt, Anderschs Roman *Sansibar oder der letzte Grund* unter dem Titel *Das=Land=aus=dem=man=flüchtet* (BA III/3, 386–389): „Und gleich den Schock vorweg : er meint Deutschland !“ (BA III/3, 386) Der zu Rezensionen nicht sehr geneigte Schmidt glaubte offenkundig, sich für Anderschs Wohltaten revanchieren zu müssen. Er bezeichnet *Sansibar* als „großes Buch“ und „Mißtrauensvotum ersten Ranges gegen unser behäbig=aufgeblasenes <Volk der Mitte>“. Den letzten Satz der Rezension kann man aber auch als Einschränkung des Lobs lesen: „Kompositorisch ausgezeichnet; sprachlich bedeutend über dem Durchschnitt.“ (BA III/3, 389; vgl. Reemtsma 2008, 234–235) Andersch jedenfalls reagiert erfreut: „Ihre Zustimmung ist mir wichtiger, als Sie ahnen können.“ (Briefwechsel Andersch, 134)

Insgesamt war Schmidts Haltung zu Anderschs Werken, die dieser ihm regelmäßig zuschickte, zwiespältig. Er schätzt *Die Kirschen der Freiheit*, Anderschs Bericht über seine Desertion aus der Wehrmacht, und schlägt eine Fortsetzung und „Auffüllung“ vor (Briefwechsel Andersch, 106). Er lobt Anderschs Hörspiel-Manuskript *In der Nacht der Giraffe* („Da hast Du mir etwas Gutes geschickt !“, Briefwechsel Andersch, 185) und äußert sich positiv zur Erzählung *Piazza San Gaetano* („Genial und trocken und hinreißend gemütlos : mir hat's gefallen !“, Briefwechsel Andersch, 117), was er in einem späteren Brief aber wieder einschränkt („der dort beschriebene ›Spaziergang nach Neapel‹ – so gut er gemacht ist – [gehört] nicht mehr zu den wichtigen Urfänomenen“, Briefwechsel Andersch,

133). Über viele zugesandte Werke geht er einfach stillschweigend hinweg, was Andersch natürlich registriert: „Ich nahm an, daß Du die Beziehungen mit mir abrechnen wolltest, als Du, auf die zuverlässige Übersendung meiner letzten opera [...] mit tiefem Schweigen und Nichtübersendung Deines vorletzten opus antwortetest“ (Briefwechsel Andersch, 222).

Dieses Schweigen gilt auch für den letzten großen Artikel, den Andersch über ein Werk Schmidts verfasste: am 12. Juli 1971 kündigt er Schmidt an, er halte „es für nötig, einmal etwas a.) Grundsätzliches, b.) Konkretes“ (Briefwechsel Andersch, 231) über ihn zu sagen. Im Mittelpunkt des 1972 im *Merkur* erschienenen Essays „Düsterhenns Dunkelstunde oder Ein längeres Gedankenspiel“ steht die Erzählung „Caliban über Setebos“ aus dem Band *Kühe in Halbtrauer*. Er relativiert die These, die Erzählung sei „eine konsequente Nacherzählung der Orpheus-Mythe“ (Andersch 2004a, 220) zugunsten von Bezügen zu Shakespeares *Der Sturm*. „Schmidt bestätigte [...] geradezu verletzend kommentarlos den Empfang des in der Tat den entscheidenden Punkt total verfehlenden Essays“ (Drews 1986, 152).

Letztes Wort Anderschs zu Schmidt ist ein Gedicht „An Arno Schmidt“, das er zu Lebzeiten nicht veröffentlichen wollte (Reinhardt 1990, 579): „du bist der größte / muhammad ali arno / sage ich feixend / meine es ernst / und schlage dich / für den nobelpreis vor“ (Andersch 2004c, 243).

### 3 Eine ‚Beinahe-Freundschaft‘

Arno Schmidt war „kein Mann für Freundschaften“ (Reemtsma 2008). Seine Beziehung zu Alfred Andersch kommt einer Freundschaft wohl so nahe, wie das für ihn möglich war, Jörg Drews spricht von einer „Beinahe-Freundschaft“ (Drews 1986, 149). Wohl von niemand anderem hätte er sich auch Ablehnungen von Texten und Kritik an Details gefallen lassen. Andersch dagegen sprach von einer „lupenreine[n] Freundschaft“ (Reinhardt 1990, 500; vgl. Reemtsma 2008, 235).

Dennoch bleibt der Briefwechsel zwischen beiden über weite Strecken geschäftsmäßig, auch nach poetologischen Äußerungen oder Diskussionen sucht man weitgehend vergeblich. Erst in den letzten Lebensjahren der beiden Gleichaltrigen stellt sich eine neue Nähe ein. Man tauscht sich über die wechselseitigen Krankheiten aus, Schmidt mit einem für ihn charakteristischen Umweg über eine Referenz zu seinem Dickens-Nachtprogramm (Briefwechsel Andersch, 241). Schmidt unterschreibt mit „Dein oft mit Dir erdachte Gespräche führender Arno“ (Briefwechsel Andersch, 238) und Andersch bekennt nach dem Tod Schmidts in einem Brief: „Als ich die Nachricht vom Tode meines Freundes Arno Schmidt bekam, habe ich zum ersten Mal nach vielen Jahren geweint.“ (Scheuffelen 1980, 19)

## Literatur

- Andersch, Alfred. „Jeden Widerstands verlustig?“ [1958]. *Über Arno Schmidt. Rezensionen vom „Leviathan“ bis zur „Julia“*. Hg. von Hans-Michael Bock. Zürich 1984: 86–87.
- Andersch, Alfred. „Die Kunst ist kein Schulzimmer“ [1952]. *Über Arno Schmidt II. Gesamtdarstellungen*. Hg. von Hans-Michael Bock und Thomas Schreiber. Zürich 1987: 16–18.
- Andersch, Alfred. „Düsterhenns Dunkelstunde oder Ein längeres Gedankenspiel“ [1972]. *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Bd. 10. Kommentierte Ausgabe. Hg. von Dieter Lamping. Zürich 2004a: 215–237.
- Andersch, Alfred. „An Arno Schmidt.“ *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Bd. 6. Kommentierte Ausgabe. Hg. von Dieter Lamping. Zürich 2004c: 243–247.
- Andersch, Alfred. *Der Vater eines Mörders* [1980]. *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Kommentierte Ausgabe. Bd. 5 Hg. von Dieter Lamping. Zürich 2004b: 227–302.
- Drews, Jörg. „Die Durchsetzung eines Autors. Zum Briefwechsel zwischen Arno Schmidt und Alfred Andersch.“ *Merkur* 40 (1986): 149–153.
- Holthusen, Hans Egon. „Bärendienst für Arno Schmidt“ [1951]. *Über Arno Schmidt. Rezensionen vom „Leviathan“ bis zur „Julia“*. Hg. von Hans-Michael Bock. Zürich 1984: 19–20.
- Reemtsma, Jan-Philipp. „Kein Mann für Freundschaften“. *Sansibar ist überall. Alfred Andersch. Seine Welt – in Texten, Bildern, Dokumenten*. Hg. von Marcel Korolnik und Annette Korolnik-Andersch. München 2008: 226–236.
- Reinhardt, Stephan. *Alfred Andersch. Eine Biographie*. Zürich 1990.
- Scheuffelen, Thomas (Hg.). *Marbacher Magazin 17/1980. Für Alfred Andersch. ‚Texte und Zeichen‘*.
- Sieburg, Friedrich. „Leviathan‘ und ‚Undine‘“ [1958]. *Über Arno Schmidt. Rezensionen vom „Leviathan“ bis zur „Julia“*. Hg. von Hans-Michael Bock. Zürich 1984: 84–86.

## I.2.2 Ernst Krawehl

Susanne Fischer

Von 1955 an war Ernst Krawehl (1909–1993) Lektor und Verleger Arno Schmidts, eines im Umgang schwierigen Autors, der von ihm erwartete, stets zur Verfügung zu stehen, Rat zu erteilen, finanzielle Sicherheit zu geben und außerdem jederzeit zu erkennen, zu welchen Problemen seine Meinung nicht gefragt war. Krawehl blieb Schmidts Lektor bis zu dessen Tod, auch dann noch, als er ab 1967 nicht mehr als Verleger firmierte, nachdem er seine Anteile am Stahlberg Verlag verkauft hatte. Der Stahlberg Verlag wurde 1968 von der Holzbrinckgruppe übernommen und zunächst mit Goverts und Krüger zusammengeschlossen, ehe er im S. Fischer Verlag aufging. Die Betreuung des Schmidt'schen Werks wurde Ernst Krawehl zur Lebensaufgabe. Für Schmidt war der Stahlberg Verlag nach dem Bruch mit dem Rowohlt Verlag nicht die erste Wahl. Er fand jedoch trotz intensiver Bemühungen keinen anderen Verleger, der zu diesem Zeitpunkt den Mut hatte, einen so umstrittenen Autor zu bringen. Den Kontakt zwischen Autor und Verlag hatte Alfred Andersch hergestellt. Als Ernst Krawehl am 20. und 21. August 1955 in Kastel seinen Antrittsbesuch machte, kam es sehr schnell zu einer Auseinandersetzung, weil Krawehl nach Schmidts Ansicht die Stärken der Erzählung „Seelandschaft mit Pocahontas“ nicht richtig einschätzte. Schmidt machte sich, zumal er von der Strafanzeige gegen sich berichten musste, nach diesem ersten Treffen kaum Hoffnungen, dass der „Philister in Reinkultur“ (Schmidt 2008, 207) sein neuer Verleger werden könnte, doch Krawehl sagte zu. Er unterstützte Schmidt sofort mit regelmäßigen monatlichen Vorschusszahlungen, die er zum Teil aus seinen Privateinkünften bestritt (zur späteren Verrechnung mit Honoraren), und sorgte so dafür, dass die Schmidts 1955 zum ersten Mal nach dem Krieg in einer entspannten finanziellen Situation lebten und der Autor in Ruhe an seinen Büchern arbeiten konnte. Dieses Finanzierungsmodell der Vorschüsse in monatlichen Ratenzahlungen behielten Krawehl und Schmidt jahrelang bei.

Ernst Krawehl war kaufmännisch im familiären Wollhandel tätig, bis die Firma 1966 Konkurs anmelden musste, und lebte in Essen. 1955 gab er bei den Schmidts an, der Verlag sei sein Hobby. Im Stahlberg Verlag erschien unter anderem Roger Peyrefitte, von dem Krawehl zwei Romane übersetzt hatte (unter dem Pseudonym Max Schmalfeldt).

## 1 Beginn unter schwierigen Bedingungen

Krawehl versuchte von Anfang an, eine freundschaftlich-vertraute Beziehung zu seinem Autor aufzubauen, und Schmidt ging darauf ein und schenkte ihm am 7. September 1955 den Zettelkasten zu „Seelandschaft mit Pocahontas“. Im Gegensatz zu Heinrich Maria Ledig-Rowohlt besuchte er Schmidt regelmäßig. Krawehls Homosexualität irritierte Schmidt – ein zum Geburtstag geschenkter Pullover (1956) symbolisierte für ihn schon größere Nähe, als ihm lieb war, zumal der Schriftsteller Ernst Kreuder sich über das persönliche Geschenk lustig machte. Schmidt versuchte, Distanz zu wahren. Homosexualität wurde erst zum Thema zwischen Autor und Verleger, als Schmidt in *Sitara* Karl Mays latente Homosexualität behandelte und seine Witzeleien zum Thema Krawehl befremdeten.

Die Verlagsbeziehung war zu Beginn belastet von der Debatte um von Krawehl gewünschte Änderungen im Roman *Das steinerne Herz*. Weil Schmidt 1955 wegen Gotteslästerung und Pornographie angezeigt worden war, wollte der Verleger alle religiös, sexuell oder politisch anstößigen Stellen entschärft wissen. Nachdem Schmidt den ersten Vorschlägen zugestimmt hatte, meldete Krawehl immer neue Änderungswünsche an, die den Autor verstimmten und denen er schließlich nur folgte, damit das Buch überhaupt erscheinen konnte.

Krawehl widmete sich in seinen Briefen verlegerischen Überlegungen mit großer Ausführlichkeit. Er bezog aber auch Stellung zu anderen Lebensfragen Schmidts, zum Beispiel, ob die angebotene Dozentenstelle in Ulm anzunehmen sei und ob ein Umzug von Darmstadt nach Norddeutschland eine gute Idee sein könnte. Die Umständlichkeit, die Krawehl selbst bewusst war („Ich gehöre nicht zu denen, die eine Sache gleich richtig erfassen.“, Ernst Krawehl an Arno Schmidt, 9. Januar 1967), quälte Schmidt, der – stets ungeduldig – auf alle verlegerischen Entscheidungen länger warten musste, als ihm angemessen schien.

Krawehl verstand sich selbst als Berater seines Autors. Er engagierte sich für Arno Schmidts Plan, die umfangreichen Jugendwerke der Brontës, angesiedelt in den fiktiven Königreichen Angria und Gondal, komplett zu übersetzen, machte aber 1960 einen Rückzieher, weil er wünschte, dass sich Schmidt eigenen Werken widmete – vor allem *Lilienthal*. Dieses komplex angelegte Romanprojekt, das Schmidt immer wieder verschob und letztlich nie schrieb, wurde von Krawehl schon ab 1956 finanziell und ideell unterstützt. Von den Bedingungen, unter den Schmidt James Joyces *Finnegans Wake* ins Deutsche übertragen könnte, handeln 1960 viele Briefe Krawehls und Schmidts. Über die Arbeit an dem Roman *KAFF* berichtete Schmidt seinem Verleger in einem langen nächtlichen Gespräch. Als Krawehl später, durch diese Diskussion ermuntert, bei seiner langsamen Lektüre des Romanmanuskripts allerlei briefliche Anmerkungen zum Text machte, verbat

sich Schmidt diese allerdings mit schneidenden Worten. Der Umgang mit dem Autor blieb für Krawehl so eine Gratwanderung.

Ohnehin bediente sich Schmidt häufiger bedenkenlos eines rauen Tons gegenüber seinem Verleger. Er wehrte sich beispielsweise gegen „das verfluchte Übersenden von Rezensionen“ (Arno Schmidt an Ernst Krawehl, 24. August 1957), die ihn aus dem Gleichgewicht brächten, während Alice Schmidt später ausdrücklich um Buchbesprechungen bat. Schmidt erteilte in einigen seiner Briefe Anweisungen und herrschte seinen Briefpartner an, dann schrieb er wieder freundlich und werbend. Um Rat fragte er in Fällen, die er vermutlich für weniger entscheidend hielt, wie zum Beispiel die Anordnung von Texten in seinen Sammelbänden. Auch auf Ausstattung und Gestaltung der Bücher hatte Krawehl großen Einfluss, so zum Beispiel bei der Übersetzung von Coopers Littlepage-Trilogie. Den Wechsel des Tonfalls zwischen verbindlich und herrisch zeigen auch Alice Schmidts Briefe, während Krawehl keine Verstimmung zeigen durfte. Er musste sich als Dienstleister des Künstlers und seiner Gattin gerieren, obwohl er über die Publikation von Schmidts Werken entscheiden konnte und damit auch über ihre finanzielle Lage bestimmte. Die Machtposition des Verlegers hat Krawehl jedoch zu keiner Zeit ausgespielt und sich – außer in der Debatte um *Das steinerne Herz* – meist den Wünschen seines Autors angepasst. Schmidt seinerseits witzelte zwar über Verleger, die „ihre HummerSuppe aus AutorenSchädeln löffelt'n“ (*Abend mit Goldrand*, BA IV/3, 94) – ein Seitenhieb auf Krawehls Gewohnheit, einen guten Abschluss mit Hummersuppe zu feiern –, hielt sich aber mit weiteren Kommentaren zu Krawehls gehobenem Lebensstil zurück.

## 2 Vielfältige Aufgaben und Reduzierung des Kontakts

Nach Schmidts Umzug nach Bargfeld besuchte der Verleger seinen Autor mindestens einmal im Jahr zu mehrtägigen Besprechungen, bei denen er aber immer im Gasthof wohnte. Dort nahm er nach einem Vorschlag Alice Schmidts ab 1968 auch (allein) einen Teil der Mahlzeiten ein, um sie von hausfraulichen Tätigkeiten zu entlasten. Krawehl begleitete Schmidts zu den Preisverleihungen nach Berlin (1964) und Fulda (1965), wobei es seine Aufgabe war, vor Ort alles so zu organisieren, dass der menschenscheue Autor so wenig wie möglich beeinträchtigt wurde. Anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises im Jahr 1973 hatte laut Alice Schmidt eigentlich Krawehl für seinen gesundheitlich angeschlagenen Autor die Dankrede in der Paulskirche halten und den Preis entgegennehmen wollen. Auf Vorschlag des Frankfurter Bürgermeisters Rudi Arndt trat jedoch Alice Schmidt anstelle ihres Mannes auf, was Krawehl „so recht alles vermässelt“ (Fischer 2016, 27) habe. Bereits im Vorfeld der Preisvergabe habe Krawehl versucht, „ihm

angenehme Leute“ (Fischer 2016, 31) als Laudator vorzuschlagen. In dieser Sache wollten Schmidts Krawehl keine Zugeständnisse machen und wählten den Soziologen Lars Clausen als Lobredner.

Krawehl vertrat Schmidts Werk auf der Frankfurter Buchmesse und schickte lange Berichte darüber nach Bargfeld, in denen er vielerlei Begegnungen mit Lesern, Buchhändlern, Journalisten und Interessenten schilderte. Am Verlagsstand hatten Schmidts Bücher immer eine eigene Abteilung, ein Stehpult oder eine Nische, die von Krawehl betreut wurde. Sein brieflicher Bericht von der Buchmesse 1969, auf der *Zettel's Traum* vorangekündigt wurde, umfasst 33 engbeschriebene Seiten. Arno Schmidt las diese Episteln vermutlich nicht, was sich daraus entnehmen lässt, dass einige Absätze von Alice Schmidt mit einem großen „A“ markiert wurden – zur Weitergabe des Inhalts an ihren Ehemann. Ohnehin wurde Alice Schmidt zur eigentlichen Ansprechpartnerin für Ernst Krawehl, da Arno Schmidt sich ab 1965 zur Arbeit an *Zettel's Traum* zurückzog und kaum noch Briefe schrieb. Aber auch Ernst Krawehl und Alice Schmidt waren unterschiedlich stark engagiert, wie eine Stichprobe des Briefwechsels zeigt: 1967 sandte Ernst Krawehl an Alice und Arno Schmidt siebzig oft mehrseitige Briefe und sieben Postkarten, während Alice Schmidt an Ernst Krawehl im selben Zeitraum nur acht Briefe und drei Postkarten schickte. Arno Schmidt selbst schrieb in diesem Jahr gar nicht an seinen Verleger. Auch wenn man berücksichtigt, dass viele Fragen zwischen Alice Schmidt und Ernst Krawehl wohl telefonisch geklärt wurden und Alice Schmidt seine Briefe eher als Tischvorlagen für anstehende Telefonate begriff, zeigt sich ein deutliches Ungleichgewicht. Vielen der Briefe Krawehls waren zudem Kopien weiterer Schreiben beigeheftet, die Fragen von Übersetzern, Journalisten, Lesern und Germanistikstudenten zu Schmidts Werk beantworteten. Krawehl engagierte sich für seinen Autor weit über das übliche Maß hinaus. Das zeigt sich auch in langen Erörterungen und Berichten über seine Lektüre und seine Theaterbesuche in den Briefen an Arno Schmidt, von denen er hoffte, dass sie für die Arbeit seines Autors anregend sein könnten (der allerdings in seinen seltenen Antworten darauf nie einging). Schmidt bat Krawehl manchmal um Unterstützung bei der Recherche nach älteren Büchern, die der Verleger übernahm oder delegierte.

Alice Schmidt ließ sich von Ernst Krawehl ausführlich in Steuerfragen beraten, zum Beispiel anlässlich einer Änderung im Umsatzsteuergesetz. Auch zu Geldanlage-Entscheidungen recherchierte er für sie. Mit ihr verhandelte er Fragen zur Vergabe der Taschenbuchrechte und zum Lizenzverkauf an Zeitschriften, Anthologien und Rundfunksender, Lizenzrechtsverletzungen sowie die Vergabe von Übersetzungsrechten. Alice Schmidt entschied in diesen Fragen meist nicht selbstständig, sondern bestimmte, zu welchem Zeitpunkt Arno Schmidt mit Anfragen konfrontiert werden sollte, und war so der Filter in der Kommunikation zwischen

Autor und Verleger, der auch seine Überlegungen zu einer Werkausgabe ausführlich ihr gegenüber erörterte. Bei anstehenden größeren Anschaffungen wie zum Beispiel dem Wohnwagenkauf holte sich Alice Schmidt ebenfalls Rat.

### 3 *Zettel's Traum* und *Porträt einer Klasse*

Über *Zettel's Traum*, seine Publikationsmöglichkeiten, denkbare Begleitsendungen im Rundfunk und Werbung für den Großroman machte sich Krawehl schon ab 1967 Gedanken. Seinem Wunsch, Teile des Manuskripts lesen zu dürfen, kam Schmidt jedoch bis zum Vertragsabschluss nicht nach. Eine Auseinandersetzung gab es über das Honorar für dieses Buch: Krawehl musste das Projekt bei den Entscheidungsträgern der Holtzbrinck Verlagsgruppe vorstellen, ohne es selbst zu kennen, und konnte mit ihrer Einwilligung bei einem persönlichen Besuch in Bargfeld ein Honorar von 45.000 D-Mark vorschlagen. Schmidt, der während der Arbeit keine Vorschusszahlungen für *Zettel's Traum* erhalten hatte, rechnete daraus einen Stundenlohn von 1,80 DM für sich aus und brach zunächst die Verhandlungen ab. In der folgenden Korrespondenz signalisierte Alice Schmidt Verständnis für Krawehls schwierige Position zwischen Autor und Konzern, weil sie befürchtete, dass er die Verlagsbeziehung beenden könnte. Schließlich einigte man sich auf ein Honorar von 70.000 D-Mark. Krawehl engagierte sich bei *Zettel's Traum* in allen technischen Fragen der Reproduktion, des Drucks und der Bindung persönlich. Er erörterte brieflich ausführlich Fragen zur Publikationsform (vorab als Folge von acht Heften oder in einer Gesamtpublikation, als Reproduktion des Typoskripts oder als gesetztes Buch, einbändig, mehrbändig oder Einzelblätter in Kassette), Buchgestaltung, Preisgestaltung, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Arno Schmidt diskutierte die Frage der Reproduktionsart brieflich mit Krawehl. Er vertrat seine Meinung dezidiert, überließ aber die Entscheidungen über technische Details dem Verlag.

Nach dem Raubdruck von *Zettel's Traum* war Alice Schmidt sensibilisiert für Urheberrechtsverletzungen und ereiferte sich in ihren Briefen an Ernst Krawehl ausführlich über tatsächlich oder vermeintlich erlittenes Unrecht. Die oft nicht unkomplizierten Fälle – wie längere Zitate in Rundfunksendungen, Höhe der Honorierung von Zweitnutzungen von Rundfunkaufnahmen Schmidts, unehonorierte Abdrucke ihrer Porträtaufnahmen ihres Mannes in Zeitungen – übertrug sie Ernst Krawehl zur Klärung oder Erledigung. Auch mit dem Fragebogen, den Jörg Drews für eine Umfrage unter Arno-Schmidt-Lesern erarbeitet hatte, und der von Alice Schmidt als tendenziös empfunden wurde, beschäftigte sich Ernst Krawehl ausführlich im Hinblick auf denkbare öffentliche Reaktionen des Verlags.

*Vorläufiges zu Zettel's Traum* entstand als gemeinsames Projekt von Alice Schmidt und Ernst Krawehl und wurde 1976 zwischen ihnen eingehend brieflich diskutiert. Arno Schmidt hatte der Veröffentlichung zugestimmt, wollte aber mit den Arbeiten an der Schallplattenveröffentlichung und Transkription seines Interviews nicht behelligt werden. An der Korrespondenz beteiligte er sich in diesen Jahren ohnehin kaum noch. Ein spätes gemeinsam geplantes Projekt von Arno Schmidt und seinem Lektor war der von Ernst Krawehl herausgegebene Erinnerungsband *Porträt einer Klasse*, der allerdings wegen Herstellungsschwierigkeiten erst postum 1982 erschien. Nach positiven Rezensionen zu *Abend mit Goldrand* gab Krawehl die Anregung zu einem biographischen Projekt, weil „das Experiment, der Versuch mit den autobiographischen Inklusionen, so eindrucksvoll aufgenommen worden ist [...] ein leiser Wink für eine partielle Fortsetzung in einem späteren Buch“ (Ernst Krawehl an Alice Schmidt, 5. Oktober 1975). Von *Porträt einer Klasse* war aber erst im Februar 1976 die Rede, nachdem der Buchplan bei einem Gespräch von Arno Schmidt und Hans Riebesehl, einem seiner Mitschüler, im November 1975 entstanden war. Im weiteren Verlauf war es aber vor allem Krawehl, der sich bemühte, die zahlreichen Beiträger bei der Stange zu halten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Ernst Krawehl sich nicht nur als Verleger, sondern als freundschaftlicher Ratgeber verstand, mit dem der Autor auch inhaltliche Gespräche über eigene und fremde Bücher und vieles andere führen sollte. Dass Schmidt seinem Wunsch nach einer persönlichen Freundschaft mit Distanz begegnete, nahm er hin. Dem Werk Arno Schmidts diente Krawehl in jeder denkbaren Beziehung und pflegte den Kontakt mit der Presse, den Lesern und den Literaturwissenschaftlern. Er unterstützte Schmidts auch in vielen Belangen des täglichen Lebens. Arno und Alice Schmidt sahen ihn nicht nur als Verleger und Ratgeber an, sondern auch als stets zur Verfügung stehenden Auskunftsgeber und Dienstleister, denn so verstanden sie den Beruf des Verlegers. Ernst Krawehls Rat und seine Unterstützung waren durchaus gefragt, allerdings nie in zentralen literarischen Fragen.

## Literatur

- Fischer, Susanne. „Genie-Assistenz. Einiges über Alice Schmidt und ihre Arbeit“. *Bargfelder Bote* 400 (2016): 7–31.
- Schmidt, Arno. *Abend mit Goldrand*. BA IV/3. Zürich 1993.
- Schmidt, Alice. *Tagebuch aus dem Jahr 1955*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2008.

## Unpublizierte Quellen

Ernst Krawehl an Arno Schmidt, 9. Januar 1967. Archiv der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld.

Ernst Krawehl an Alice Schmidt, 5. Oktober 1975. Archiv der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld.

Arno Schmidt an Ernst Krawehl, 24. August 1957. Deutsches Literaturarchiv, Marbach.

## I.2.3 Wilhelm Michels

Susanne Fischer

Wilhelm Michels (1904–1988), promovierter und literaturaffiner Studienrat für Englisch, Französisch und Spanisch war Leiter des Schülerheims Waldschule in Kronberg am Taunus. Er veranstaltete dort regelmäßig Autorenabende und lud am 21. Oktober 1953 Arno Schmidt brieflich zu einer Lesung ein. Schmidt freute sich in seiner Antwort über die Wertschätzung, verschob aber die Lesung auf einen unbestimmten späteren Zeitpunkt. Nach weiteren Briefen, in denen Schmidt versuchte, ihn hinzuhalten, kündigte Michels im Mai 1955 seinen Besuch an, den Arno Schmidt durch eine vorgeschützte Krankheit zu verhindern suchte. Dass Wilhelm und Erika Michels dennoch unangemeldet in Kastel, dem damaligen Wohnort der Schmidts, vor der Tür standen und ihr Zelt für mehrere Tage in der Nähe aufschlugen, erscheint im Nachhinein wie ein Symbol für die wechselvolle Beziehung zwischen den Ehepaaren: Wilhelm Michels nahm nicht allzu viel Rücksicht auf Empfindlichkeiten anderer, Arno Schmidt dagegen war nicht gern unter Menschen, zeigte sich im Umgang sensibel und eher konflikt-scheu. So erinnerte sich Michels in der Rückschau, dass Schmidt bereits bei ihrem ersten Treffen beleidigt auf einen harmlos gemeinten Scherz über seinen Namen reagierte (Michels verkürzte „Arno Schmidt“ zu „Arschmidt“ (Drews 1984, 6)). Michels luden Schmidts bei diesem ersten Besuch zu allen Mahlzeiten ein, brachten Wein und Gebäck mit, das man gemeinsam verzehrte, und nahmen sie mit zu einer Ausflugsfahrt im Opel Kapitän. Allerdings war die Großzügigkeit nicht uneigennützig, denn Wilhelm Michels gewann dafür den exklusiven freundschaftlichen Umgang, den er sich offenbar gewünscht hatte. In der Rückschau charakterisierte Michels diesen Aspekt der Beziehung so: „Ja, ich war sein Freund. Ich hab ihm vieles verschafft, auf das er nicht so ohne weiteres kam. Ich hab ihm einen Projektor für seine Dias geschenkt, auch einen elektrischen Rasierapparat [...]“ (Briefwechsel Michels, 336). Schmidts vermuteten in späteren Jahren bei Michels Eifersucht auf ihre Treffen mit anderen Bekannten, die er als Einschränkung seiner exklusiven Beziehung erlebte, so im Fall von Jörg Drews (Tagebuch Alice Schmidt, 7. Juni 1968).

In Wilhelm Michels fand Arno Schmidt nicht nur einen Unterstützer, sondern auch einen kenntnisreichen Ratgeber in Fragen der englischen Sprache und Literatur. Ob ihm der freundschaftliche Umgang mit Michels über diese pragmatischen Aspekte hinaus ein genuines Bedürfnis war, ist schwer zu beurteilen, weil die Beziehung wiederholt von der Unterschiedlichkeit der Temperamente belastet war. Es scheint aber längere Phasen von Zugewandtheit gegeben zu haben, in denen sie sich regelmäßig trafen und gut verstanden.

Alice Schmidt war von der neuen Bekanntschaft begeistert („I[ch] freue mich ja sehr über den Besuch. Arno natürlich nicht.“ Schmidt 2008, 128) und wollte im Gegensatz zu ihrem Mann gern das Angebot annehmen, mit Michels gemeinsam nach Jugoslawien, später auch nach Griechenland oder in den Norden Europas zu reisen. Schmidt, der materielle Zuwendungen meist als demütigend empfand, war die wirtschaftliche Überlegenheit Michels’ unangenehm. Die akademische Ausbildung Michels’, möglicherweise auch sein Altersvorsprung von zehn Jahren, erzeugten ein von Schmidt empfundenes Gefälle, gegen das der Autor nur sein Künstlertum in die Waagschale werfen konnte. Das hätte einen Ausgleich schaffen können, wenn Wilhelm Michels stets Respekt vor der Leistung und Person Schmidts gezeigt hätte. Stattdessen nahm Michels für sich in Anspruch, wegen der vermeintlichen Nähe zu Schmidts keine großen Bemühungen um Höflichkeitsgesten nötig zu haben – sowohl Arno als auch Alice Schmidt vermerkten das übel. Im Gegenzug machte Arno Schmidt herabsetzende Bemerkungen über Beamte und ihre intellektuellen Defizite, die Michels ebenfalls traf.

Kurz nach der ersten Bekanntschaft mit Erika und Wilhelm Michels gerieten Schmidts durch die Anzeige wegen Gotteslästerung und Pornographie (siehe auch I.1. MARTYNKEWICZ) in eine Notsituation, in der sie dringend nach einer anderen Wohnung suchen mussten. Zum einen wollten sie im Falle einer Anklageerhebung in einem liberaleren Gerichtsbezirk leben, zum anderen sollte Alice Schmidt im Falle einer Verurteilung zu einer Haftstrafe nicht allein in Kastel bleiben. Alice Schmidt suchte Michels auf und bat um Unterstützung. Aus ihrem Tagebuch geht hervor, dass Michels diesen überraschenden Anspruch an ihre Zeit und ihr Engagement lästig fanden („scheinen schon sehr verdrießlich“, Schmidt 2008, 220). Differenzen in der Lebenseinstellung wurden deutlich, da das Lehrerehepaar sich weitaus bürgerlicher gerierte als gedacht („selbstgerechte Kammacher“, Schmidt 2008, 221) und anlässlich der Anzeige gegen Schmidt empfahl, der Autor „sollte doch vorsichtiger im Schreiben sein“ (Schmidt 2008, 218). Als Arno Schmidt die von Michels gefundene Wohnung bei Frankfurt wegen des überraschenden Stellenangebots der Ulmer Hochschule nicht mieten wollte, reagierte Michels wütend. Alice Schmidt fühlte sich zum „Almosenempfänger“ degradiert und resümierte anlässlich der Schwierigkeiten mit Michels ernüchert: „[I]n Briefen und auf Distanz läßt sich tatsächlich mit den Meisten auskommen“ (Schmidt 2008, 236).

Die räumliche Nähe der neuen Wohnung in Darmstadt zum rund 50 Kilometer entfernten Kronberg führte zu einem intensiveren Kontakt zwischen Schmidt und Michels, der wegen der unterschiedlichen Temperamente und Lebenssituationen aber immer prekär blieb. In der Darmstädter Zeit halfen Michels anfangs noch mit Lebensmittelpaketen aus, besorgten Bücher und luden zu gemeinsamen Autofahrten nach Frankfurt (Kino, Kabarett, Zoo) und in die Umgebung ein. In der Wald-

schule hielt Arno Schmidt am 18. Februar 1956 seine einzige öffentliche Lesung. Nachdem der Autor Rezensionen gelesen hatte, die Michels für das *Bücherschiff* geschrieben hatte, stand sein Urteil fest: „[...] schulmeisterlich, studienrätlich ehrbar. Der soll bloß nicht über mich schreiben, da blamiert er sich unsterblich [...] der verstünde nichts und würde ihm sowie schon zu vormundshaft. Distanz!“ (Schmidt 2011, 144). Alice Schmidt hielt Michels für einen „ziemliche[n] Grobian“ (Schmidt 2011, 168). Trotz aller Differenzen widmete Schmidt Michels den Roman *Das steinerne Herz*. Nachdem der Text nur mit vielen von Schmidt widerwillig akzeptierten Eingriffen des Verlags erscheinen konnte, deponierte er ein Typoskript ohne die verhassten Änderungen bei Wilhelm Michels.

Als Schmidts sich 1958 entschlossen, das Haus in Bargfeld zu kaufen, liehen sie sich bei Michels 11.500 Mark und ließen eine Hypothek eintragen. Der Darlehensgeber bezeichnete deshalb Schmidts Eigentum scherzhaft als „unser Haus in der Heide“ (Briefwechsel Michels, 122). Erika Michels fiel wegen der großen Summe einmal aus der Rolle, obwohl sie sonst meist zurückhaltender als ihr Mann agierte. So berichtet Arno Schmidt in seinem Tagebuch: „[S]ie [...] sagt ihm endlich in unsrer Gegenwart: ‚Dem Arno Schmidt gibst du Alles ...‘ usw. (nämlich Geld!) – Also nun so schnell wie möglich zurückzahlen! / Er bietet uns, wohl als eine Art ‚Wiedergutmachung‘ das ‚Duzen‘ an – was soll ich machen; ablehnen konnte ich nicht gut – also jut.“ (Briefwechsel Michels, 320).

Nach dem Umzug besuchten Michels Schmidts in Bargfeld zwei- bis viermal jährlich für mehrere Tage, was Arno Schmidt zumindest teilweise als unangenehme Unterbrechung seiner Arbeit empfand, aber nicht ausschlagen mochte: „Dann aber schon wieder die verfluchten Störungen! Ich komme nicht mehr zum Arbeiten!“ (Briefwechsel Michels, 320). Michels campen mit ihrem VW-Bus in Schmidts Garten, bis sie 1967 selbst nach langwierigen Umbauten ein Haus in Bargfeld bezogen, für das wiederum Schmidts ihnen ein Darlehen in Höhe von 9000 Mark gewährt hatten. Das Geld gaben sie allerdings ungern, weil Michels es nicht aus Not liehen, sondern um ihr eigenes Aktienvermögen nicht anzugreifen. Zu diesem Haus gehörte ein schmales Grundstück außerhalb von Bargfeld, das Arno Schmidt ihnen im April 1965 abkaufte – das von Schmidt sogenannte Schauerfeld.

Während der Umbauzeit 1967 kam Wilhelm Michels wochenlang täglich zu Besuch zu Schmidts, zum Essen (das meist er in Schmidts Küche kochte), zum Schallplattenhören und Fernsehen. Er erwartete von Schmidts, dass sie sich während seiner Abwesenheit um sein Haus kümmerten und zum Beispiel seine Aquarienfische versorgten.

Alice Schmidt nutzte Michels' Besuche für gemeinsame Einkaufsfahrten nach Celle und Gifhorn und viele Schwimmbadbesuche in Höfer, die ihr – ohne Führerschein und Auto – sonst nicht möglich waren. Arno Schmidt schlug Ausflüge und

kleinere Reisen vor, die seinen Interessen und seinem Werk entgegenkamen. So fuhr man gemeinsam mehrfach in die Bargfelder Umgebung, an die Elbe (1959), außerdem nach Hankensbüttel (1959), Wolfenbüttel (1959 und 1965), Ahlden und an das Steinhuder Meer (1960), nach Wilsede (1961), Bückeberg (1962), Schöninggen und Helmstedt (1962) sowie nach Hitzacker (1969), Dithmarschen und Umgebung (1963, 1964 und 1969) und Arnheim (1964). Auf vielen dieser Reisen fotografierte Michels und gab Dubletten seiner Dias an Schmidt.

Michels war beteiligt an zwei privaten „Sonderausgaben“ von Werken Schmidts in kleinen Auflagen. *Das steinerne Herz* erschien mit Fotos, die Michels in Ahlden gemacht hatte, zum fünfzigsten Geburtstag Arno Schmidts 1964 in einer Auflage von zehn Exemplaren. Eine Ausgabe von *KAFF* mit Radierungen von Eberhard Schlotter und Photographien von Jürke Grau besorgte Michels zusammen mit Eberhard Schlotter, Jörg Drews und Jürke Grau. Die Ausgabe erschien 1969 in 25 nummerierten Exemplaren.

Nach dem Umzug von Michels' nach Bargfeld gab es zunächst häufige Treffen zwischen den Ehepaaren. Wilhelm Michels versorgte – neben gelegentlichen Einladungen – Schmidts zweimal wöchentlich mit warmen Mahlzeiten in seinem Haus, gegen Erstattung der Kosten (Alice Schmidt an Else Murawski, 12. Dezember 1968). Alice Schmidt, die ungern kochte und Hausarbeiten verrichtete, durfte bei diesen Gelegenheiten auch Michels' Waschmaschine nutzen. Erika Michels half Alice Schmidt regelmäßig bei der Post-Ablage, Wilhelm Michels fuhr Schmidts manchmal zu Besorgungen. Man traf sich wie zuvor zum gemeinsamen Fernsehen und Schallplattenhören.

Anlass für den Abbruch der Beziehungen war eine Lappalie: Wilhelm Michels wollte Alice Schmidt nach einer gemeinsamen Mahlzeit zum Abwasch nötigen. Daraufhin sagten Schmidts das nächste Essen ab und öffneten die Tür nicht, als Michels sie dazu abholen wollte. Einige Monate später versuchte Michels sich mit Schmidts zu versöhnen, aber Arno Schmidt wünschte (im Gegensatz zu seiner Frau) keinen weiteren Kontakt („Michels seien ihm, und beide, die ganzen Jahre so frech gekommen. Und sie änderten sich in ihrem Alter ja nimmer.“, Tagebuch Alice Schmidt, 10. Juni 1970). Tatsächlich hatten sich die vielen von Schmidts empfundenen Grenzüberschreitungen summiert und zum Ende der Freundschaft geführt, weil die Vorstellungen darüber, wie sich ein freundschaftlicher Umgang gestaltet, weit auseinander gingen. So kletterte Michels zum Beispiel einfach bei Schmidts über das Tor, wenn ihm auf sein Rufen hin nicht geöffnet wurde, was Schmidts als Unverschämtheit empfanden.

Versuche, die gegenseitigen Verletzungen zu thematisieren und beizulegen, finden sich in Ansätzen in der Korrespondenz, wenn zum Beispiel Schmidt Michels darum bat, sein neuestes Buch (*KAFF*) brieflich nicht zu kommentieren, und jener erschüttert reagierte, aber sich auch nicht gern „den Mund verbiete[n]“

lassen wollte (Briefwechsel Michels, 192–194). Diese Appelle und Einsichten wirkten jedoch immer nur für kurze Zeit. Langfristig fand Michels nicht aus der Rolle des wohlwollenden und großzügigen Gönners, dem gelegentlich ein grober Scherz, eine Übergriffigkeit oder eine vermeintliche, direkt ausgesprochene Wahrheit zugebilligt (und nachgesehen) werden müsse. Das war nicht Schmidts Auffassung von Freundschaft. Weil seine Konfliktscheu ihn daran hinderte, den Dissens zu thematisieren, reagierte er schließlich, wie auch in anderen Beziehungen, mit Kontaktabbruch.

Die von Michels in der Rückschau geschilderte Episode, dass sich Arno Schmidt später einmal versteckte, um dem ehemaligen Freund nicht zu begegnen, als beide zufällig zur selben Zeit im Nachbardorf einkauften (Briefwechsel Michels, 337), ist auch in Alice Schmidts Tagebuch überliefert (12. Oktober 1970): „Ob ich es für möglich halte, daß A ihn sähe und sich versteckte? jetzt entfuhr mir ‚Bei Arno ist alles möglich‘ [...] ‚Da ist er doch, seh ihn hinterm Strauch kucken. Er kommt nicht ran. Da hats keinen Zweck. Ist das albern.“

## Literatur

- Drews, Jörg. „Gespräch mit Wilhelm Michels“. *Bargfelder Bote* 83–84 (1984): 5–17.  
 Schmidt, Alice. *Tagebuch aus dem Jahr 1955*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2008.  
 Schmidt, Alice. *Tagebuch aus dem Jahr 1956*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2011.  
 Schmidt, Arno. *Der Briefwechsel mit Wilhelm Michels*. Zürich 1987.

## Unpublizierte Quellen

- Schmidt, Alice. Tagebuch 1968 und 1970. Archiv der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld.  
 Schmidt, Alice. Brief an Else Murawski, 12. Dezember 1968. Archiv der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld.

## I.2.4 Eberhard Schlotter

Sven Hanuschek

Arno Schmidt und der Maler und Graphiker Eberhard Schlotter (1921–2014), Vertreter einer dezidiert modernen Malerei zwischen dem Fauvismus und einem politischen Realismus, lernten sich mittelbar durch Ernst Kreuder kennen. Schlotter schrieb in seinem ersten Brief an Schmidt auch in seiner Funktion als Vorsitzender der Darmstädter Sezession, er habe von Schmidts Schwierigkeiten gehört, die ihm „das Leben zur Hölle“ machten (3. August 1955, Briefwechsel Schlotter, 7). Gemeint waren die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen gegen Schmidt als Autor und Alfred Andersch als Herausgeber der Zeitschrift *Texte und Zeichen*. Nach einer Denunziation eines Mitarbeiters des Kölner Erzbistums wurde untersucht, ob es sich bei der Erzählung „Seelandschaft mit Pocahontas“ tatsächlich um eine wegen Pornographie und Gotteslästerung gerichtsnotorische Erzählung handele, und Schmidts wollten aus dem konservativ-katholischen Gerichtsbezirk Trier, zu dem ihr Wohnort Kastel über Saarburg gehörte, in einen liberaleren ziehen. Schlotter versprach ein Bett und Ruhe, vernünftige Leute, und dass man „bei der Gelegenheit vielleicht einiges unternehmen“ könne (Briefwechsel Schlotter, 7). Tatsächlich holte Schlotter das Ehepaar Schmidt mit einer fluchtartigen Aktion nach Darmstadt, eine intensive Begegnung gleich zu Beginn, bei der Arno Schmidt die erste Nacht in Schlotters Atelier verbringen musste und sich von den Bildern stark beeindruckt zeigte. Schlotter fand die kleine Wohnung in der Inselstraße 42 (ein großes Zimmer samt Küche, Bad und Balkon), in der Schmidts von Ende September 1955 bis zu ihrem Umzug nach Bargfeld lebten.

Im folgenden Jahr entwickelt sich eine enge Freundschaft, Schlotters und Schmidts sehen sich zweimal pro Woche in der Inselstraße oder im 5 km entfernten Trautheim, in Schlotters Haus; eine weit höhere, ja singuläre Frequenz im Vergleich zu anderen Darmstädter Bekannten wie Ernst Kreuder oder Heinz-Winfried Sabais. Alice Schmidt findet zunehmend Gefallen am Stadtleben, während ihr Mann das dichte soziale Netz eher als Belastung und Arbeitshindernis empfindet. In die Darmstädter Jahre fallen die Überlegungen, nach Irland zu emigrieren oder in die ‚gemäßete‘ norddeutsche Landschaft umzuziehen. Umso erstaunlicher ist die Dichte der Verbindung mit Eberhard Schlotter; Schmidt schreibt für ihn sogar zahlreiche Texte als Ghostwriter – Reden, Katalogbeiträge, Leserbriefe, eine kurze Würdigung Kasimir Edschmids zu dessen 65. Geburtstag (Schlotter und Schmidt 1989, 26). Der häufige persönliche Umgang wird allerdings abrupt beendet, als das Ehepaar Schlotter mit ihrer Tochter im September 1956 noch vor Schmidts Darmstadt verlassen und nach Altea im spanischen Ali-

cante ziehen; sie können dort allein von der Miete leben, die sie für ihr Haus in Trautheim erhalten.

Das enge Verhältnis in Darmstadt bleibt Grundlage für die Fortführung der Freundschaft in brieflicher Form; Schlotter und seine Frau berichten ausführlich von ihrem Alltag in Spanien, Alice Schmidt von den Darmstädter Verhältnissen, Arno Schmidts frühe Briefe dagegen sind überwiegend literarisch-komische Inszenierungen von Süd- und Nordländer-Klischees, vom Gegensatz des spanischen ‚Hausherrn‘ zu dem ‚am Darm‘.

Es gibt durchaus eine künstlerische Verständigung, die sich ganz handfest im gemeinsam abgestimmten Austritt aus der Darmstädter Sezession zeigt (Schmidt am 22. November 1957, Schlotter am 16. Dezember 1957; Briefwechsel Schlotter, 61, 66). Im Juni 1957 schreibt Schmidt beschreibend-interpretierende Texte über drei Gemälde Schlotters für den Katalog einer Aachener Ausstellung, *Bugwelt*, *Aufgang der weißen Tafel* und *Drinnen & Draußen* (Briefwechsel Schlotter, 332); Schlotter ist 1957/58 wieder sechs Wochen lang in Deutschland, besucht Schmidt mehrfach und schenkt ihm die beschriebene *Bugwelt*. Geradezu lebensentscheidend für Schmidt ist, dass Schlotter ihm das Häuschen in Bargfeld vermittelt. Seine Eltern, Heinrich und Irene Schlotter, lebten in Bargfeld und entdeckten die Immobilie, durch einen Besuch bei ihnen kannte Schmidt das Dorf bereits. Nach der Besichtigung des Hauses 1958 lehnte Schmidt zunächst ab, die 18.000 DM könne er sich nicht leisten; Schlotter soll ihn daraufhin beschimpft haben, „wenn Sie das Haus nicht nehmen, dann sind Sie in meinen Augen ein Idiot“ (Schlotter und Schmidt 1989, 69). Schmidts unterzeichneten am 13.11.1958 den Vertrag, nachdem sie sich das Geld im Freundeskreis geliehen hatten, Schlotters nahmen per Telegramm die Beschimpfung zurück (Briefwechsel Schlotter, 91). In den Bargfelder Jahren trafen sich die Ehepaare Schlotter und Schmidt naturgemäß weit seltener als in Darmstadt, wenn auch der Kontakt nie ganz abbrach, die einzige enge Zusammenarbeit, Schmidts Dialog *Das zweite Programm* zu Schlotters gleichnamigem Triptychon ergab sich erst wieder 1961. Nach einer – nicht im Detail nachvollziehbaren – Auseinandersetzung über das Verhältnis von Bildender Kunst und Literatur nahm die Frequenz der Briefe und Besuche ab, es scheint auch um das Prädikat ‚literarisch‘ gegangen zu sein, das für Schlotter „der vergiftete Begriff für Realitätsbezüge in der bildenden Kunst unserer Tage“ (Briefwechsel Schlotter, 260) war, für Schmidt aber zweifellos ein besonderes Lob. Zudem weigerte Schmidt sich 1965, eine Schlotter-Ausstellung in Berlin mit einer Rede zu eröffnen – zu dessen Unverständnis. Diese Stolpersteine und ohnehin Schmidts zurückgezogene, konzentrierte Arbeit an *Zettel's Traum* Ende der sechziger Jahre führten dazu, dass die beiden nur noch lose ihre Verbindung hielten, ohne sich doch ganz aus den Augen zu verlieren; so ist Schlotters Gemälde *Weißes Meer* (1961) atmosphärisch für Schmidts Übersetzung von Poes *Arthur Gordon Pym* wichtig. In den siebziger

Jahren schläft die Korrespondenz fast ein und wird fast ausschließlich von Alice Schmidt geführt, hier gibt es nochmals Missverständnisse und einen Dissens über die Honorare für eine von Schlotter illustrierte Ausgabe von *Caliban über Setebos* bei Propyläen (Schlotter und Schmidt 1976). Schlotters Bericht seines letzten Besuchs in Bargfeld zu Lebzeiten Schmidts, im März 1979, ist bewegend: Schmidt habe ihn zum Abschied umarmt, und die Widmung der Plattenkassette *Vorläufiges zu Zettel's Traum* von diesem Besuch bezeichnet Schlotter als „den größten Illustrator des Jahrhunderts (nach Einsicht in den ersten Band des Don Quijote)“ (Briefwechsel Schlotter, 314).

## 1 Wechselseitige ästhetisch-programmatische Bezugnahmen

Eberhard Schlotter war wohl, neben dem Jugendfreund Heinz Jerofsky, der engste Freund Schmidts, der bei aller Bewunderung und (gegenseitiger) Sympathie auch distanziert und kritisch sein konnte. So hat er Schmidt als Autodidakten bezeichnet, „mit einem doppelten Großhirn“ zwar, aber auch mit der „Zwangsneurose des Geschädigten, aus kleinen Verhältnissen entlassenen“. Dieses Gefühl sei ihm vertraut gewesen, „deshalb konnte ich ihn ertragen“. Sein Dozieren sei immer interessant gewesen, aber „er war dann immer auch der Germanist ohne Lehrstuhl“ (Schlotter und Schmidt 1989, 38). Die Nähe und Bewunderung Schlotters hat vielfach Niederschlag gefunden: Es gibt zahlreiche Schmidt-Porträts, die Schlotter in allen Lebensphasen seit der beginnenden Freundschaft angefertigt hat (die Liste der Porträts zu Lebzeiten Schmidts in Flemming 1983, 97–100), eines davon habe, wie Schmidt an Hans Wollschläger schrieb, nicht nur „nicht geschmeichelt“, sondern ich bin des Todes erschrocken“ (20. Dezember 1965, Briefwechsel Wollschläger, 749). Schlotter hat Geburtstagsausgaben von *Tina oder über die Unsterblichkeit* (Schmidt 1964) und *Kaff auch Mare Crisium* (Schmidt 1969) illustriert, *Caliban über Setebos* unter dem Titel *Orpheus* (Schlotter und Schmidt 1976); nach Schmidts Tod *Schwarze Spiegel* mit Radierungen, die in Cordingen, dem Ort der Niederschrift, entstanden waren (Schlotter 1984); und schließlich *Seelandschaft mit Pocahontas* (Schmidt 2002).

Es scheint nur auf den ersten Blick so, als sei Schmidt in dieser Freundschaft allein der Gebende, der Anregende gewesen, und als sehe er Malerei zumindest seit den sechziger Jahren nur noch als dienende Kunst für die Illustration von literarischen Texten. So erhoffte er sich von Schlotter, wie eingeschränkt und selbstkritisch relativierend auch immer, „Du würdest Deine Hand einmal in ‚Großen Themen‘ versuchen“, und er schlug ihm *Anton Reiser* oder einen *Jedermann* als Thema vor (14. August 1960; Briefwechsel Schlotter, 141) Schmidt war immer wieder auch ein Bewunderer von Schlotter-Werken, dokumentiert nicht nur durch

die frühen Fotos im Atelier, sondern auch durch Schmidts zeitweilige Auffassung, den bildenden Künstlern werde alle Emotionalität zugestanden, in der Literatur solle aber helles Licht herrschen (Schlotter und Schmidt 1989, 120). Im Selbstverständnis seiner frühen Texte wird das Rationale betont, die Literatur selbst wird poetologisch in naturwissenschaftlicher Metaphorik beschrieben – als Experiment, als Versuchsreihe, die die Kategorien der „Berechnungen“ abarbeitet. Mit der Entdeckung von Freud und Joyce ändert sich diese Auffassung grundsätzlich, und mit ihr hat Schmidt wiederum Schlotter beeinflusst, der geäußert hat, man müsse „das Unbewußte, das Emotionale, das Unkontrollierte in einem ständigen Denkprozeß für das Rationale aufarbeiten“ (Schlotter zit. n. Schlotter und Schmidt 1989, 120; vgl. auch 264–265). Schmidt hat Mehrdeutigkeiten in der Bildenden Kunst anhand eines Werks von Eberhard Schlotter beschrieben (BA IV/1, 1335); auch die Verarbeitung des Orpheus-Mythos ging mehrfach zwischen Autor und Maler hin und her – schließlich ist bereits „Tina oder über die Unsterblichkeit“ eine Art umgedrehter Mythos, nachdem hier der Ich-Erzähler in der Unterwelt nicht seine Frau verliert, sondern eine Geliebte – trotz aller Einschränkungen – gewinnt (Flemming 1983, 79).

## 2 *Das zweite Programm*

Als einzige enge Zusammenarbeit von Schmidt und Schlotter wird *Das zweite Programm* gesehen; ein Triptychon des Malers, radiert 1960 und 1960/61 in Öl gemalt. Von Januar bis März 1961 schrieb Schmidt dazu seinen Text *Eberhard Schlotter: Das zweite Programm*, erschienen 1967 in den *Akzenten*, eine Reproduktion des Triptychons zusammen mit dem Text wurde erst 1989 herausgegeben. Nach der editorischen Notiz hatte Schmidt bei der Niederschrift lediglich einen Abzug der Radierung sowie ein Dia des Gemäldes vorliegen (Schmidt 1989, [50]), allerdings erläutert er in einem Brief an Wollschläger, Schlotter sei in Bargfeld gewesen, und nach dem Gespräch über das „Riesen=Bild“ schreibe er „einen Kommentar von 15 Maschinenseiten [...] – es wird ebbes Rares!“ (27. Januar 1961, Briefwechsel Wollschläger, 310) Im Fortgang scheint er seinen Text ohne weitere Zwiesprache mit dem Maler geschrieben zu haben, eine doch eingeschränkte Zusammenarbeit: Schmidt lässt alle dargestellten Figuren bis auf den kopulierenden Harlekin in dialogischer Form anspielungsreiche und politische Dialoge über den Zustand der deutschen Nachkriegsgesellschaft führen, ein Welttheater aus überhöhten Figuren, die allegorisch sein können wie die neunfache Muse und der Künstler auf der rechten Tafel, auf der mittleren Tafel dagegen der „Muskelman“ (unschwer als Adenauer erkennbar), der militaristische „Bänkelbock“ und der Dackel Michel, der den Betrachter anlotzt. In der Publikums-Gruppe auf der linken

Tafel sieht Schmidt mit einem kleinen Mädchen und einem jungen Arbeiter auch sehr positive Figuren. Nach der knappen Vorstellung des Projekts durch Günther Flemming (Flemming 1983, 67–75) hat Winand Herzog eine ausführliche Studie über dieses Werk vorgelegt; er diskutiert, inwiefern Schmidts dramatischer Text noch vor dem Lesedrama „Massenbach“ und den dialogischen Funkessays als genuiner und auch avantgardistischer Beitrag zum Drama zu werten sei, der in Vorwegnahme des postdramatischen Theaters Handlung als wesentliches Kriterium für ein Drama zur Disposition stellt und auch essayistisches Schreiben in dieser Gattung zulässt (Herzog 2012, 209). Zudem sieht Herzog in *Das zweite Programm* einen Versuch der literarischen Gattung ‚Traum‘, die Schmidt Anfang der sechziger Jahre in den „Berechnungen“ zwar angekündigt, aber noch nicht vorgelegt hatte; schließlich kann der Text als frühe Form der dialogischen Schreibweise im Spätwerk seit *Zettel's Traum* gesehen werden (Herzog 2012, 232–251). Der Titel stünde danach nicht in erster Linie für eine satirische Auseinandersetzung mit Adenauers Machtallüren, die sich in der Gründung des ZDF als einer Anstalt des Staatsfernsehens gezeigt haben, sondern für ein zweites poetisches Programm nach dem bislang in den Kategorien der *Berechnungen* vorgelegten. Auch Schlotter's malerisches ‚Programm‘ änderte sich in den sechziger Jahren, er hat späterhin noch *Das Dritte Programm* vorgelegt, nunmehr vergeblich auf einen Beitrag von Schmidt hoffend.

## Literatur

- Schlotter, Eberhard. ‚Landschaft & Zeichen‘. *Arno Schmidt zum 65. Geburtstag. Texte von Bernd Rauschenbach und 5 Radierungen mit 1 Gruß von Eberhard Schlotter*. Hofheim am Taunus 1979.
- Schlotter, Eberhard. *Schwarze Spiegel. Zehn Ver=Ätzungen von Eberhard Schlotter zu einer Erzählung von Arno Schmidt*. Hofheim am Taunus 1984.
- Schlotter, Eberhard und Arno Schmidt. *Arno Schmidt. Orpheus. Mit siebenundzwanzig Radierungen von Eberhard Schlotter*. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1974.
- Schlotter, Eberhard und Arno Schmidt. „Viele gemEinsame Wege“. Texte von Günther Flemming und Heidi Roch-Stübler. Hildesheim 1989.
- Schmidt, Arno. *Tina oder über die Unsterblichkeit. Radierungen von Eberhard Schlotter*. Darmstadt 1964. (Neuausgabe mit einem Nachwort von Eberhard Schlotter und weiteren Studienblättern: Berlin 2013.)
- Schmidt, Arno. *KAFF auch MARE CRISIUM*. Karlsruhe 1960. (Sonderausgabe 1969. Einmalige Auflage von 25 nummerierten Exemplaren. Sie enthält sieben handsignierte Blätter von Eberhard Schlotter und acht Photographien von Jürke Grau.)
- Schmidt, Arno. *Eberhard Schlotter: Das zweite Programm*. Zürich 1989.
- Schmidt, Arno. *Seelandschaft mit Pocahontas. Radierungen von Eberhard Schlotter*. Bayreuth 2002. [S. 69–76 Nachwort von E. S.]

Flemming, Günther. *Letternspuren. Arno Schmidt und Eberhard Schlotter – die Außenseite ihrer Freundschaft*. München 1983.

Herzog, Winand. „*Das zweite Programm*“. *Arno Schmidt als Theaterautor und der Maler Eberhard Schlotter*. München 2012.

## I.2.5 Hans Wollschläger

Sven Hanuschek

Der umfangreichste Briefwechsel Schmidts neben dem mit seinem Verleger Ernst Krawehl beginnt 1957 mit einem Leserbrief an die *Frankfurter Allgemeine*, in dem der ausgebildete Kirchenmusiker, spätere Schriftsteller und Übersetzer Hans Wollschläger (1935–2007) einige subjektive Schärfen in Schmidts Artikel „Vom neuen Großmystiker“ (BA III/3, 331–337) zurechtrücken wollte. Wollschläger schrieb als Mitarbeiter (1957–1970) und im Auftrag des Karl May-Verlags in Bamberg; die Zeitung schickte seinen Brief an Schmidt, der postwendend antwortete. Der intensive Briefwechsel, eine „fast rauschhafte Arbeitsbeziehung“ (Storch 2018, 63), der in der 2018 gedruckten Ausgabe knapp 800 Seiten umfasst, lief Mitte der sechziger Jahre von Schmidts Seite allmählich aus, bis am Ende von seiner Seite nur noch Grußpostkarten standen. Wenige Jahre später trat Alice Schmidt in die Rolle der Korrespondentin ein. Sie führte den Briefwechsel über den Tod ihres Mannes hinaus fort, die Verleihung des ersten Arno Schmidt-Preises 1982 an Wollschläger hat sie noch erlebt.

Aus dem Briefwechsel entstand eine enge (und die einzige) Lehrer-Schüler-Beziehung, die Schmidt eingegangen ist. Wollschläger konnte ihn in Darmstadt besuchen, dann mehrfach in Bargfeld, dort auch mit seiner Frau Monika (1940–2015). Die Arbeitsbeziehung galt den Themen Karl May, den ersten Fassungen von Wollschlägers Roman *Der Fall Adams* und dem Projekt einer gemeinschaftlichen Neuübersetzung der Werke Edgar Allan Poes. Schmidt hat Wollschläger die ersten Verbindungen zu Zeitschriften- und Rundfunkredakteuren vermittelt, auch den ersten Übersetzungsauftrag, Benjamin Albert Botkins *Lay My Burden Down. A Folk History of Slavery* (1945), bei Nannen unter dem Titel *Die Stimme des Negers. Befreite Sklaven erzählen* (1963) erschienen. Schmidt arbeitete die erste Probe durch, empfahl Wollschläger bestimmte Wörterbücher, beriet ihn, kritisierte selten, aber stets zugewandt, ganz entgegen seiner ersten Beschreibung des jungen Autors, den er laut Tagebuch „sehr hinfällig + überzüchtet“ fand, „junger Mensch mit vielen Plänen; nicht unsympathisch (aber sympathisch eben auch nicht!)“ (Briefwechsel Wollschläger, 64). Auch die Mitarbeit an der Poe-Übersetzung, eine der Grundlagen für *Zettel's Traum*, ging auf ein Angebot Schmidts zurück (Briefwechsel Wollschläger, 502); hier blieb er zu Beginn besonders kritisch und meldete für eine der ersten Übersetzungen, *Wer kann sich retten vor des Teufels Wette* (Poe 2008, I, 271–286), Bedenken an.

Den Schriftsteller Wollschläger ermunterte Schmidt von der ersten Fassung seines Romans an, bremste übersteigerte Erwartungen und Pläne, beschränkte sich auf Empfehlungen, wie der deutsche Remigrant Michael Adams als Protago-

nist überzeugend wirken könne, obwohl sein Verfasser noch nicht die Erfahrung eines Fünfzigjährigen habe. Schmidt drängte stets, „etwas fertig“ zu machen, „die May=Biografie, und Ihr Prosastück“ (Briefwechsel Wollschläger, 152), für ihn selbst sei sein erstes Bändchen mit 35 Jahren viel zu spät gekommen. Die Frage nach dem Roman wird mit den Jahren uncharmanter, als halte Schmidt seinen Briefpartner für allzu skrupulös („FRISCH AUF DIE ZÄUN‘, SO TROCKNEN DIE WINDELN !!!“, Briefwechsel Wollschläger, 317). Er empfahl den Roman mehreren Verlagen, trotz Bedenken wegen des großen Umfangs und dem durch verschiedene Schriftgrößen teuren Satz. Seinem eigenen Verleger fehlte letztlich „bei des Autors immensem Verstand eine größere Portion Witz“ (Ernst Krawehl an Schmidt 1962, Briefwechsel Wollschläger, 442); im Rowohlt Verlag lehnte Fritz J. Raddatz das Manuskript mit dem Argument ab, es mute wie ein Text von einem „Arno Schmidt Nummer 2“ (Briefwechsel Wollschläger, 537) an. Auf Wollschlägers dringliche Frage: „Hat Er Recht –?“ (Briefwechsel Wollschläger, 534) beruhigte Schmidt ihn 1963 – sein Buch sei „ungewöhnlich selbstständig“ und habe mit Schmidt so viel zu tun wie mit Joyce, oder wie Schmidt mit Joyce und Proust, es gebe unumgängliche „Gezeitenkräfte“ (Briefwechsel Wollschläger, 538).

## 1 Strategien um Karl May

Auch nach den ersten Briefen galt der Austausch Schmidts mit Wollschläger vor allem Karl May und seinem Werk. Schmidts Ziel war es, May mit zwei späten Romanen in den Kanon der Hochliteratur zu rücken (*Ardistan und Dschinnistan*, 1909, und die Teile III und IV von *Im Reiche des Silbernen Löwen*, 1902/1903), dazu überhaupt das Alterswerk von den Reise- und Jugenderzählungen, erst recht den Kolportageromanen als kategorial andere Werke abzutrennen. Eines der großen Ärgernisse bei diesem Kanonisierungsversuch war die Veröffentlichungspraxis des May-Verlags, der seit 1913 stark bearbeitete Texte mit tausenden von Textvarianten pro Band in den Handel brachte, die nicht nur Glättungen, sondern auch (politische wie stilistische) Entstellungen waren. Schmidt wünschte sich eine „1.000=Seiten=Biografie“, die Mays „hochinteressante Dichterpersönlichkeit“ durchleuchten sollte (Briefwechsel Wollschläger, 83) – und sah in Wollschläger den geeigneten Verfasser; tatsächlich veröffentlichte dieser die erste seriöse May-Biographie als Rowohlt-Bildmonographie (Wollschläger 1965). Im Briefwechsel werden nicht nur biographische Details des ‚Alten‘ und die Sicht auf sein Werk diskutiert, sondern auch gemeinschaftliche Strategien gegen den May-Verlag und dessen Auffassung von seinen Rechten im Umgang mit dem Werk, insbesondere gegen den Verleger Roland Schmid. Wollschläger als freier Teilzeit-Mitarbeiter recherchierte, fotografierte und kopierte im Verlag Materialien, die

die Schmid-Familie unter Verschluss halten wollte, um ihr markttaugliches Bild des Massenautors May aufrechtzuerhalten. In der engen Zusammenarbeit fragt Schmidt schon mal, ob er eine neue Ausgabe des Karl May Verlags (KMV) nun öffentlich „schächtn“ solle oder nicht (Briefwechsel Wollschläger, 309), und wird prompt zu einem „erneuten Blitz gen Bamberg“ aufgefordert (Briefwechsel Wollschläger, 313). Von Karl Mays „psychologischer Studie“ (1907) über seine erste Ehefrau erhielt Schmidt eine Abschrift, obwohl die Verleger-Familie die Handschrift im Giftschränk verschlossen hatte. Schmidt schrieb von einer „Copie Nr. 2“ und erfand als Quelle einen treuen Leser in der DDR, hielt diese Fiktion auch gegenüber einem realen Dresdner May-Forscher aufrecht und verschaffte dem *Spiegel*-Redakteur Gunar Ortlepp Einblick in die Abschrift, um die befürchtete Vernichtung der Handschrift im Verlag zu verhindern. Seine May-Essays, Funkprogramme, die Anspielungen, Teil- und Kryptozitate in seinem Werk wollte Schmidt als „Vorarbeiten“ verstanden wissen, die Wollschlägers künftigen Arbeiten, „IHNEN den Weg ebnen sollen“ (Briefwechsel Wollschläger, 302–303). Gleichzeitig verbat er sich einen Kommentar zu *Kaff auch Mare Crisium* (1960), wo er einige May-Materialien eingearbeitet hatte.

In *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays* (1963) präparierte Schmidt Genitallandschaften aus Mays Büchern heraus, entdeckte darin unterschwellige Homosexualität, die die jugendlichen Leser ebenso unterschwellig am Lesen halte: „SITARA, dem unter die Gestirne versetzten menschlichen Hintern“, „ein wahrhaft antikes Verfahren, ein Vorgang mythologischen Ausmaßes!“ (Briefwechsel Wollschläger, 427–428). Wollschläger hielt die Geographie des Landes Sitara (aus *Ardistan und Dschinnistan*) eher für eine „nicht üble Lokalbeschreibung des weiblichen Körpers“ (Briefwechsel Wollschläger, 408) und suggerierte, dass die Körperabbildungen bewusst in die Texte eingebracht worden sein könnten (Briefwechsel Wollschläger, 472), lieferte Schmidt aber auch weitere Details für seine Hypothese. Nach dem Erscheinen von *Sitara* konnte Wollschläger die Schachzüge des Verlags verfolgen, und wenn er dazu vorübergehend einen Tresorschlüssel entwenden oder Durchschlagpapier aus dem Papierkorb klauben musste. Seine Rowohlt-Monographie – von Schmidt in seiner letzten öffentlichen Äußerung zum Thema May 1965 ausführlich gerühmt („Ein Toast für Nummer 104 !“, BA III/4, 401–407) – ist Urteilen Schmidts noch verpflichtet. In späteren Arbeiten hat Wollschläger die Zweiteilung von Mays Werk in Trivial- und Hochliteratur in dieser Härte nicht aufrechterhalten wollen; noch zu Schmidts Lebzeiten hat er sich deutlich von der These der homosexuell unterfütterten Bildwelt Mays distanziert – Schmidts Theorie gehe „zielstrebig am Kern vorbei; mit ‚Ardsch‘ ist es nichts“, heißt es in einem Aufsatz von 1973 (Wollschläger 2016, 237). Zweifellos handelt es sich bei *Sitara* nicht um einen Beitrag zur May-Sekundärliteratur, sondern um ein essayistisch-experimentelles Werk,

das auf das erzählerische (Spät-)Werk Schmidts selbst vorausweist. Schmidt hat gegenüber Wollschläger auch verdeutlicht, warum der späte Karl May für ihn so wichtig war; er sah hier analog zu Joyce' *Finnegans Wake* (1939) verschiedene „Lesemodelle“, im Fall des *Silbernen Löwen* „a) den simplen ‚Reiseroman‘ [...]; b) das mystisch=spiritistische sive religiös=kultische Lesemodell; [...] und endlich c) das autobiografische Modell“ (Briefwechsel Wollschläger, 315). Am Werk Mays scheint Schmidt klar geworden zu sein, dass das Schreiben in mehreren Ebenen, eine Mehrfach-Determinierung von Worten und Motiven, kein singuläres Phänomen im Werk von Joyce, noch nicht einmal von Literatur der obersten Kanonhöhe ist.

## 2 Wollschlägers Bedeutung für Schmidt

Nachdem Arno Schmidt sonst als ‚Lehrer‘ in einer so nahen, persönlichen Form nicht hervorgetreten ist, ist die Frage nach der Bedeutung dieses Verhältnisses auch für Schmidt naheliegend. Klingt eine frühe Bemerkung über den Briefwechsel „im Interesse einer begierig zuhorchenden Nachwelt“ (Briefwechsel Wollschläger, 118) noch scherzhaft, so die Fortsetzung überhaupt nicht mehr – „das wird ohnehin mal ein schwermütiger Spaß werden, wenn unsere Correspondenz (wie es ja gar nicht ausbleiben kann) gedruckt erscheint“ (Briefwechsel Wollschläger, 118). Sicher ist Wollschläger zuerst Alliierte gegen den May-Verlag und als Mitarbeiter besonders nützlich auf der Jagd nach unterdrückten Quellen gewesen. Möglicherweise hat Schmidt auf den jungen Mann aber auch Teile des eigenen früheren Ich projiziert, er maß Wollschlägers Stationen und Strategien auf dem Weg zum Schriftsteller permanent mit den eigenen; das geht bis zur Rekapitulation eigener Kindheitslektüren, als Wollschläger Robert Kraft nennt. Schmidt hält ihm vor, dass er als junger Schriftsteller und Übersetzer doch „recht lordmäßig“ lebe im Vergleich zur Armut des Berufsanfängers Schmidt und seiner Frau (Briefwechsel Wollschläger, 662). Noch das Verhältnis zur Ehefrau kommentierte Schmidt mit problematischen und zeitgebundenen Empfehlungen, vom Ausmaß der Mitarbeit seiner eigenen Frau ausgehend. Zweifellos hat er sich auch die uneingeschränkte Bewunderung, ja Verehrung Wollschlägers gern gefallen lassen, der nicht nur einmal beteuerte, „daß Sie [...] überhaupt d a s eine Ereignis sind, das mir entscheidend zuteil werden konnte“ (Briefwechsel Wollschläger, 378). Freilich hat Schmidt sein immer wieder staunenswertes Arbeitspensum vergleichbar auch von Wollschläger erwartet und ihn damit überlastet – dieser räumte ein, er „verfüge nicht über diejenige nunsagenwir Energie [...] oder es fehlt mir jener ominöse ‚Funke‘, dem Sie gebieten“ (Briefwechsel Wollschläger, 320). Wie groß der Unterschied bei diesem Aspekt ist, zeigt sich noch an den unterschiedlichen

Doping-Mitteln – Wollschläger ließ sich Vitaminspritzen verabreichen, Schmidt schluckte im Wechsel Schnaps und Cyclopal-Schlaftabletten, die er sich von Wollschläger und anderen in Großpackungen besorgen ließ.

Anregungen des ‚Schülers‘ konnten aufgenommen werden oder auch nicht; das Geschenk von einem seiner wichtigsten Referenzbücher, Theodor W. Adornos *Mahler* (1960), blieb ohne Reaktion, das Buch fehlt in Schmidts Bibliothek. Nach den ersten Wegbahnungen für den Übersetzer Wollschläger behandelte Schmidt ihn durchaus als unabhängigen Kollegen; Nabokovs *Pale Fire* (1962) lehnten beide zur Übersetzung ab. Als die Rechte an Joyce' Gesamtwerk von Suhrkamp übernommen werden konnten, wurde Wollschläger bereits als Gutachter der alten Übersetzungen herangezogen. Nachdem Schmidt wegen der Niederschrift von *Zettel's Traum* in der Frage der Neuübersetzung als „nicht vorhanden“ betrachtet werden wollte, hatte Wollschläger das Angebot von Siegfried Unseld angenommen, den *Ulysses* (1922) zu übersetzen. In Schmidts im Vorfeld zuratendem Brief fehlte nicht der Hinweis auf den eigenen Roman: Er solle zusehen, „daß Sie auch Ihr Buch schreiben können“ (Briefwechsel Wollschläger, 773), gemeint war das zweite Romanprojekt *Nacht-Stücke*, das Fragment blieb. Wollschläger brauchte sieben Jahre für die Übersetzung, die ihn einem breiten Publikum bekannt machte; *Finnegans Wake* wollte er bis auf das Teilkapitel „Anna Livia Plurabelle“ nicht in Angriff nehmen. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich von der übergroßen Figur Schmidt, dem Lehrer, freigeschwommen, mit seinen Übersetzungen, mit essayistischen und publizistischen Arbeiten; die zehnbändige Werkausgabe (2002–2016) gibt Zeugnis seines Repertoires, das von der Hoch- und Trivilliteratur, Gustav Mahler, einer Geschichte der Kreuzzüge bis zur Massentierhaltung reicht. Wollschläger schickte seine Bücher weiterhin, Schmidt hat sich nicht mehr zu ihnen geäußert. Das Ausdünnen der Beziehung von seiner Seite hatte mit der Beendigung des Poe-Projekts ebenso zu tun wie mit der Auffassung „Er braucht mich jetzt nicht mehr“ (Wollschläger 2008, 116). Seit Mitte der sechziger Jahre hatte Schmidt sich mit der Arbeit an *Zettel's Traum* eingegelt, schrieb fast keine Briefe mehr und überließ die gesamte Korrespondenz seiner Frau. Nach einem letzten Besuch in Bargfeld (11. Februar 1968) notierte Wollschläger in seinem Tagebuch, er finde die „Einsamkeit von AS's Existenz sehr entsetzend“ (Briefwechsel Wollschläger, 782). Auf seinen beklemmenden letzten Brief, der diese Bedrückung artikulierte, Schmidt in einer psychischen „Krise“ sah und bei aller Bewunderung für einzelne Passagen seine „befestigte, rationalisierte Skepsis“ für *Zettel's Traum* ausdrückte, hat Schmidt nicht geantwortet (Briefwechsel Wollschläger, 792).

Schmidts Verstummen mag auch damit zu tun haben, dass Wollschläger seine Schüler-Rolle ‚nur‘ als Übersetzer und Essayist erfüllt hatte, als Erzähler aber zu Schmidts Lebzeiten nicht hervorgetreten ist. Zu diesem Aspekt wurden

Schmidts Kommentare immer karger, in einem späten Geburtstagsgruß schrieb er außer der einzeiligen Gratulation: „Hoffentlich können Sie am 1. programmgemäß mit Ihrem Buch anfangen“ (Briefwechsel Wollschläger, 782), wieder ist *Nacht-Stücke* gemeint. Später folgt noch die achselzuckende Bemerkung: „Daß Ihr Buch nicht recht vorankommt, ist mehr als bedauerlich. (Nun, da kann Niemand helfen).“ (Briefwechsel Wollschläger, 784) Der erste Roman, nun mit dem Titel *Herzgewächse oder Der Fall Adams*, ist vollständig neu durchgearbeitet erst 1982 erschienen; der mehrfach angekündigte Zweite Teil blieb ein kurzes Fragment.

In einer Dissertation sind bereits 1997 aus brief- und kommunikationstheoretischen Überlegungen heraus inszenatorische Strategien an Schmidts Korrespondenzen, insbesondere an der mit Wollschläger herausgearbeitet worden. Guido Graf sah die Briefwechsel als das „operative Zentrum seiner Arbeiten bis hin zu *Zettel's Traum*“, als Medium zur „Selbstillumination, zur Findung einer ästhetisch vermittelten Identität“ (Graf 1997, 48). Die mustergültig kommentierte Edition des Briefwechsels 2018 fand breite literaturkritische Aufmerksamkeit; die Sprachgewalt der beiden Autoren wurde ebenso hervorgehoben wie die groteske Seite ihres Austauschs über Karl May. Dietmar Dath rühmte die „Doppelgeschichte zweier Männer, die viele Texte liebten und wenige Menschen“ (Dath 2018); Gustav Seibt sah empathisch, dass erst der Briefwechsel Wollschlägers Logik „aus Angeberei und Selbstüberforderung“ zeige, ein tragisches Sich-Zumuten von „Geistestaten [...], die unerfüllbar sind“ (Seibt 2018). Wolfram Schütte las die Freundschaft als eine mentalitäts- wie mediengeschichtlich bereits ferngerückte, „wie einen historischen Briefroman“: Kopieren bedeutete noch Abschreiben, man musste sich Briefe schreiben oder nachts zum ‚Mondscheintarif‘ telefonieren. Antiquariatspreise und eine „gemeinsame Leidenschaft [...] für so etwas heute Ephemeres wie die Literatur & deren adäquate Übersetzbarkeit“ konnte noch verbindend wirken, ebenso wie „die Inklinaton zu einem älteren deutschen Bestsellerautor“; Schütte fühlte sich an Bouvard und Pécuchet erinnert, die Protagonisten von Gustave Flauberts letztem Roman (Schütte 2019).

## Literatur

- Dath, Dietmar. „Zwei gegen die Literaturgeschichte“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.11.2018.
- Graf, Guido. *Über den Briefwechsel zwischen Arno Schmidt und Hans Wollschläger*. Wiesenbach 1997.
- Poe, Edgar Allan. *Werke I. Erste Erzählungen, Grotesken, Arabesken, Detektivgeschichten* [1966]. Aus dem Englischen von Arno Schmidt und Hans Wollschläger. Frankfurt a. M., Leipzig 2008.

Schütte, Wolfram. „Meister (&) Schüler. Die kurze, glückliche Beziehung von Hans Wollschläger & Arno Schmidt“. *Glanz & Elend. Literatur und Zeitkritik*, 25.2.2019.

Seibt, Gustav. „Was ich von Ihnen lernen kann“. *Süddeutsche Zeitung*, 7.12.2018.

Storch, Wenzel. „His Master’s Voice“. *konkret* 5 (2019): 62–65.

Wollschläger, Hans. *Karl May in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1965.

Wollschläger, Hans: *Die Insel und einige andere Metaphern für Arno Schmidt*. Göttingen 2008.

Wollschläger, Hans: *Annäherung an den Silbernen Löwen. Lesensarten zu Karl Mays Spätwerk*. Hg. von Monika Wollschläger und Gabriele Wolff. Göttingen 2016.

## I.2.6 Das übrige Netzwerk

Sven Hanuschek

Arno Schmidt hat sich stets als Einzelgänger stilisiert; gleichwohl hatte er immer Unterstützerinnen und Unterstützer, die sein Leben als freier Schriftsteller getragen und möglich gemacht haben, auch jenseits seiner Frau Alice, seines langjährigen Verlegers Ernst Krawehl (siehe auch: I.2.2 FISCHER) und Schriftstellerkollegen wie Alfred Andersch (I.2.1 DUNKER) und Hans Wollschläger (I.2.5 HANUSCHEK), den Freunden Wilhelm Michels (I.2.3 FISCHER) und Eberhard Schlotter (I.2.4 HANUSCHEK). Die ersten Schritte an die Öffentlichkeit nach dem Auslaufen der Beschäftigung als Dolmetscher an der Polizeischule in Cordingen 1946 waren anstrengend, das eigene Schreiben, die Korrespondenzen auf der Suche nach einem Verlag (zunächst für eine Logarithmentafel, dann für den *Leviathan*) wollten finanziert sein. Arno und Alice Schmidt lebten am Existenzminimum, die CARE-Pakete der Schwester Lucy Kiesler aus den USA waren überlebensnotwendig.

Der Aufbau eines im engeren Sinn beruflichen Netzes begann mit Schmidts erster Gutachterin im Rowohlt Verlag, Dr. Gerda Berger. Sie hatte ein uneingeschränkt positives Lektoratsgutachten über den „Leviathan“ geschrieben, das letztlich zur Annahme des Manuskripts führte. Durch sie kam daher die Kontaktaufnahme mit Kurt Marek zustande, damals Cheflektor bei Rowohlt (und noch kein Bestsellerautor), schließlich mit dem Verleger Ernst Rowohlt selbst. So schlecht sich die erste Auflage verkaufte – Schmidt wurde von der Literaturkritik durchaus wahrgenommen, Rowohlt verlegte trotz vieler Konflikte mit dem Autor auch die folgenden Bücher, und er ermöglichte über Jahre durch Übersetzungsaufträge von angelsächsischer Unterhaltungsliteratur Schmidts Existenz als freier Schriftsteller. Auch die Verbindung zu Berger blieb jahrelang bestehen, sie half Schmidt bei der Recherche für die Fouqué-Biographie, besorgte Bücher und Materialien, und in Alice Schmidts Tagebuch wird sie gerühmt, „A“ sei „befriedigt“, dass sie eine Recherche über Massenbach übernommen habe, sie sei eine „Wühlernatur“, die „Queen“ (Schmidt 1949, 156).

### 1 Ahnengalerie

Der späte Debütant schätzte wenige unter den älteren noch lebenden Schriftstellern, einige von ihnen förderten ihn auch kurze Zeit. Alfred Döblin, dessen Roman *Giganten. Ein Abenteuerbuch* (1932) als eines der wenigen Werke der frühen Moderne Schmidt durch die Diktatur begleitet hatte, war einer der Juroren

des Großen Literaturpreises der Mainzer Akademie, der Schmidt als sein erster Preis 1951 verliehen wurde. Kasimir Edschmid, den Schmidt wegen seiner expressionistischen Werke nach Döblin zu einem der „Kirchenväter“ (Briefwechsel Kollegen, 48) der Moderne erklärt hatte, las ihn gern, erwähnte ihn in seinem gedruckten *Tagebuch 1958–1960* (Edschmid 1960, 153) und schlug erfolgreich *Kaff auch Mare Crisium* zum „Buch des Monats“ vor. Hans Henny Jahn, den Schmidt neben Döblin für den „bedeutendsten lebenden Künstler in deutscher Sprache“ hielt (an Jahn 1955, Briefwechsel Kollegen, 59) und der ebenfalls in der Mainzer Jury gewesen war, lernte er auf der Preisverleihung 1951 kennen. Jahn versuchte, Schmidt in die Hamburger Akademie der Freien Künste zu bringen und warb vergeblich bei ihm um Unterstützung für pazifistische politische Initiativen. Hermann Hesse schließlich hatte Schmidt schon als junger Mann angeschrieben, ihm ein Gedicht geschickt und einen freundlich-routinierten Durchschlag eines Hesse-Gedichts mit einem Gruß zurückbekommen. 1947 schickte Schmidt ihm ein Typoskript des „Leviathan“, das Hesse ungelesen wegen Überlastung zurückschickte; auf das gedruckte Exemplar 1949 reagierte er mit einer kleinen Notiz in seinem Rundbrief an Freunde, die Rowohlt für eine Werbe-Banderole benutzt hat („ein wirklicher Dichter“, Briefwechsel Kollegen, 392). Schmidt hingegen schrieb Hesse 1950 noch eine Postkarte, in der er sich und seine Generation deutlich vom Werk eines „Glückliche[n]“ absetzte, der mit dem *Steppenwolf* (1927) „einer der Götter meiner Jugend“ gewesen sei, und die verschickte Beurteilung seines Erstlings als „bedauerlich flach“ bezeichnete (Briefwechsel Kollegen, 55–56).

## 2 Schriftsteller-Kollegen im Darmstädter Netz

Bereits 1951 hatte Schmidt Ernst Kreuder bei der Verleihung des Preises der Mainzer Akademie kennengelernt, er war einer der Juroren neben Döblin und Jahn gewesen. Kreuder lebte seit 1940 in Darmstadt und brachte ihn in die Darmstädter Sezession, die einzige Künstler-Vereinigung, der Schmidt angehörte (1953–1957); aus dieser Bekanntschaft entstand der fluchtartige Umzug Schmidts aus Kastel nach der „Pocahontas“-Affäre, als Anzeige wegen Gotteslästerung und Pornographie erstattet worden war und er sich in Hessen günstigere Gerichtsbedingungen erhoffte als im katholischen Rheinland-Pfalz. Kreuder hatte Schmidt schon in Gau-Bickelheim besucht, sah ihn in Darmstadt – oft zusammen mit Eberhard und Dorothea Schlotter – häufig, gab ihm auch praktische Empfehlungen wie die, seine kurzen Erzählungen und Aufsätze immer an mehrere Zeitungen gleichzeitig zu schicken. Das beinahe freundschaftliche Verhältnis zerbrach, als Schmidt einen Verriss des Romans *AGIMOS oder die Weltgehilfen* (1959)

schrrieb und dazu brieflich erläuterte, Kreuder entwickle sich immer mehr zum Priester, Schmidt selbst zum „Hordenclown“ (Briefwechsel Kollegen, 112).

In Darmstadt, für Schmidt schließlich eine Stadt, in der die „widerlichste Cliquenwirtschaft“ herrschte (Briefwechsel Kollegen, 192), entfalten sich breite Beziehungen mit Kolleginnen und Kollegen, gab sich die Stadt doch große Mühe, Autoren, Künstler und Publizisten nach Darmstadt zu ziehen. Auch Schmidt erhielt 300 DM Begrüßungsgeld im Namen des Oberbürgermeisters, das ihm der Schmidt-Leser, Lyriker und Politiker Heinz-Winfried Sabais überreichte, zu diesem Zeitpunkt Kulturreferent der Stadt. Mit dem Umzug lernte Schmidt Eberhard Schlotter kennen, der ihm dabei tatkräftig half und ihm auch die Wohnung vermittelte; zu nennen sind auch Josef Gotthard und Herta Bläschke. Als Inhaber einer Druckerei mit Verlags-Ambitionen nahm Bläschke die Fouqué-Biographie Schmidts 1958 als eines seiner ersten Bücher in diesen Verlag; seine Frau führte das renommierte Darmstädter Antiquariat, in dem Schmidt Stammkunde war, sie brachte häufig die Bücher in der Inselstraße vorbei. Aus der Sonderstellung von *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen*, dessen Rechte nicht bei Stahlberg lagen, entwickelte sich in den siebziger Jahren die Verbindung zu dem Versandbuchhändler *Zweitausendeins*, dessen Geschäftsführer Lutz Reinecke mit Schmidts über eine Lizenzausgabe der Fouqué-Biographie verhandelte; aus dem Erfolg dieser preisgünstigen Ausgabe entstand schließlich auch die Reihe der *Haidnischen Altertümer* (16 Werke in 28 Bdn., 1978–2008), die Teile von Schmidts Gegenkanon in philologisch gut betreuten und von Franz Greno gestalteten Ausgaben herausbrachte. Die ersten Bände hat Schmidt noch erlebt und in einem Halbsatz in *Julia, oder die Gemälde* als „verdienstvolle Reihe“ (BA IV, 4, 78) erwähnt.

Für die Darmstädter Jahre ist noch Ilse Schneider-Lengyel zu nennen, die die Gründung der Gruppe 47 am Bannwaldsee möglich gemacht hatte, ohne selbst als Autorin zu reüssieren; sie verehrte Schmidt, besuchte ihn auch, ohne viel Gegenliebe zu finden. Mit Wolfdietrich Schnurre ergab sich ein loser Briefwechsel, die Autoren schickten sich zeitweise ihre Bücher, Schnurre bot Schmidt auch an, ihn während des Stahlberg-Verkaufs an Holtzbrinck 1964 gegebenenfalls an den Walter-Verlag in der Schweiz zu vermitteln. Heinrich Böll beriet Schmidt für die zeitweilig geplante Auswanderung nach Irland (1956/57), Georg Hensel als Redakteur des *Darmstädter Echo*, eine der beiden großen Darmstädter Tageszeitungen, veröffentlichte regelmäßig Beiträge von Schmidt. Mit Werner Steinberg gab es einen dichten Briefwechsel (1954–57), der nach Steinbergs Übersiedlung in die DDR auslief; Steinberg war ein bestärkender Korrespondenzpartner, in seinen eigenen Belangen eher unsicher. Er schrieb ein begeistertes Schmidt-Porträt für *Die Kultur* (1954) und empfahl ihm einen Verlag, als er für „Seelandschaft mit Pocahontas“ eine Veröffentlichungsmöglichkeit suchte; die beiden Autoren haben sich

in Darmstadt gesehen und einmal in Stuttgart trotz Verabredung verfehlt. Eine intensive Korrespondenz mit Max Bense, später auch mit dessen Lebensgefährtin Elisabeth Walter, geht noch in die Jahre in Kastel zurück, ist in den Darmstädter Jahren am umfangreichsten und reicht bis zu einem Besuch Benses in Bargfeld. Seine spezifischen Vorstellungen von zeitgenössischer Moderne waren für Schmidt auch insofern von Bedeutung, als er in Benses Zeitschrift *Der Augenblick* ein weiteres sicheres Medium zur Verfügung hatte. Er vermittelte die Zeitschrift an Bläschke, als sie ökonomisch ins Trudeln geriet.

### 3 Bargfeld: Redakteure und Nachbarn

Eberhard Schlotterers Eltern lebten in Bargfeld, er war es also, der Schmidt in die Südheide vermittelte, sein Bruder, der Bildhauer Gotthelf Schlotter, fuhr das Ehepaar Schmidt nach Bargfeld, die Möbel und Bücher kamen mit dem Umzugsunternehmen. Auch das Sozialleben in den ersten Wochen beschränkte sich fast ausschließlich auf die Schlotter-Familie, zumal Gotthelf auch handwerklich assistierte. Das Bargfelder Netz wurde mit ausgedehnten Korrespondenzen gepflegt, Schmidt konnte nicht mehr ohne weiteres besucht werden. Diese Korrespondenzen wurden zum Teil mit Spezialisten geführt, um eigene Thesen kompetent begleiten respektive durchsetzen zu lassen – Max Stefl ist hier ein gutes Beispiel, der seit 1949 ein begeisterter Schmidt-Leser war und einer der bedeutendsten Stifter-Herausgeber, dabei offen und undogmatisch. Als entschiedener Anti-Nationalsozialist war Stefl als Bibliothekar entlassen worden, 1943 mehrere Wochen in Haft. Er stellte zwar einiges an Schmidts polemischem *Nachsommer*-Essay richtig, goutierte aber ausdrücklich die Rolle, die Stifter in der Coda von *Sitara und der Weg dorthin* (1963) spielte.

Dass die Selbstfinanzierung der Schriftsteller-Existenz, schließlich sogar des Häuschens in Bargfeld zwar immer gefährdet war, auf lange Sicht aber doch glückte, hatte mit einer steigenden Anzahl von Redakteuren und Kritikern zu tun, die Schmidt unterstützten. Für den Rundfunk öffnete Alfred Andersch die Türen, seine Mitarbeiter, Assistenten und Nachfolger traten selbst später als Schriftsteller an die Öffentlichkeit. Martin Walser lud Schmidt als SDR-Redakteur bereits 1952 zu einer Hörspiel-Tagung nach Stuttgart ein. Walser, in diesen Jahren ein begeisterter Schmidt-Leser, bearbeitete „Gadir“ als Hörspiel, schrieb ein literarisches Porträt für den Funk, führte ein Interview (BA Suppl./2, 9–11), er war (wiederum auf Anderschs Veranlassung) bei der Aufnahme mehrerer Funkessays der Regisseur. Als genauer Leser führte Walser mit Schmidt einen Disput um eine frühe Fassung der „Berechnungen“, die nur noch in seiner Abschrift erhalten ist und nach dieser Vorlage in der Werkausgabe gedruckt wurde (BA

III, 3, 101–106); Schmidt fühlte sich falsch verstanden und schrieb als ausführlichere Version die „Berechnungen I“ (1955). Umgekehrt sah Schmidt die ersten literarischen Texte Walsers kritisch, er hielt ihn für einen begabten Essayisten, aber nicht für einen Erzähler; auf den ersten Erzählungsband *Ein Flugzeug über dem Haus* (1955) schrieb er ihm, sein Buch sei gut, er sehe aber die Gefahr vom „Verlust der äußeren Realität“ und einer zu gepflegten Sprache, er könnte in künftigen Büchern „beim Kunstgewerbe landen“ (Briefwechsel Kollegen, 263–264). Seit Mitte der fünfziger Jahre entfernten sich die beiden Autoren voneinander, obwohl Walser noch einige seiner Bücher an Schmidt schicken ließ; im ersten Roman *Ehen in Phillipsburg* (1957) erscheint Schmidt als erfolgloser Schriftsteller unter dem Namen „Berthold Klaff“. Als Redaktionsassistenten Anderschs traten auch Hans-Magnus Enzensberger in Erscheinung, mit dem es eine schmale, auf einzelne Produktionen bezogene Korrespondenz gibt, und vor allem Helmut Heißenbüttel, der nach Anderschs Kündigung und Umzug nach Berzona (Tessin) selbst Redakteur wurde. Heißenbüttel schrieb mit *Annäherung an Arno Schmidt* (1963) im *Merkur* eines der wichtigen frühen Porträts, und er ließ weiterhin zahlreiche Funkessays produzieren. Er führte zum Teil ausführliche (briefliche) Diskussionen mit Schmidt, etwa über dessen Polemik gegen Georg Goyerts *Ulysses*-Übersetzung oder den Essay über Samuel Christian Pape. Seit Mitte der fünfziger Jahre wurde Bernhard Rübenach vom SWF wichtig, der zahlreiche Produktionen verantwortete und auch persönlich ein gutes Verhältnis zu Schmidts unterhielt, einige seiner Lyrik-Publikationen finden sich in Schmidts Bibliothek.

Als Redakteur des *Studentenkurier* schrieb Peter Rühmkorf 1956 an Schmidt und schickte ihm einige Hefte. Der war über die kritische Verve gegenüber Adenauer entzückt und stiftete seine Erzählung *Am Zaun* ohne Honorar; eine halb freundschaftliche, halb professionelle Korrespondenz ist die Folge, auch Rühmkorf besuchte Schmidt in Darmstadt. In den folgenden Jahren publizierte Schmidt im *Studentenkurier*, dann in *konkret*, dort einige der Erzählungen aus dem Band *Kühe in Halbtrauer*. In seiner Zeit als Lektor bei Rowohlt stieß Rühmkorf eine Neuauflage der frühen Schmidt-Bücher an. Rühmkorfs ersten Lyrikband *Irdisches Vergnügen in g* (1959) gefiel dem notorischen Lyrik-Verweigerer Schmidt sehr gut, er hielt Rühmkorf für das größte Nachwuchstalent in der Lyrik. In den sechziger Jahren schloß der Austausch ein, Rühmkorf beschränkte seine Vorliebe auf Schmidts Frühwerk, insbesondere auf das *Steinerne Herz* (1956).

Schmidt ist es mit seinem Werk gelungen, eine Reihe von Rezensenten nachhaltig zu binden, die verlässlich jeden neuen Band besprochen haben, einige wenige sollen hier erwähnt werden; in der *Süddeutschen Zeitung* waren das vor allem Karlheinz Kramberg (seit 1955) und Jörg Drews (seit 1964), in der *Frankfurter Rundschau* Wolfram Schütte (seit 1966), für Schmidts Popularität sind die Artikel

von Gunar Ortlepp und die Gespräche mit ihm im *Spiegel* seit 1970 sehr wichtig gewesen. Drews hatte Schmidt schon als Student 1961 angeschrieben, konnte ihn auch einige Male in Bargfeld besuchen, bis er 1970 eine Glosse veröffentlichte, die Verständnis für den Raubdruck von *Zettel's Traum* zeigte. 1972 gründete er mit einigen Gleichgesinnten, darunter Wolfram Schütte, den *Bargfelder Boten*, der bis heute wissenschaftliche Arbeiten über Schmidts Werk publiziert und der seit Drews' Tod 2009 von Friedhelm Rathjen herausgegeben wird.

Schmidt lebte in Bargfeld nicht ganz so isoliert, wie es die erfolgreiche Selbststilisierung und folglich sein Ruf suggerierten. Er hatte neben Schlotter und Michels Umgang mit einem früheren Mitschüler aus Görlitz, Herbert Ziebold, der als Tierarzt für die Katzen zuständig war; sein Verleger Ernst Krawehl kam mindestens zweimal im Jahr jeweils für mehrere Tage. Die Haushälterinnen spielten eine wichtige Rolle, zuletzt und vor allem Erika Knop (seit 1967) und ihr Mann Günther, der gelegentlich handwerklich für Schmidts arbeitete, Heinrich und Elfriede Bokelmann, die bis 1976 einen Kaufladen am Ort betrieben. Die Germanistin Bettina Clausen und ihr Mann hatten ein Wochenendhaus in Bargfeld; sie pflegten zeitweilig nachbarschaftliche Beziehungen zu Schmidts. Beide arbeiteten über das literarische Werk, der Soziologe Lars Clausen hielt auch die Laudatio zum Goethepreis (1973). Man kannte Schmidts im Dorf, der Autor galt keineswegs nur als abweisend, dennoch blieb das Sozialleben karg, insbesondere seit der Konzentration auf die Niederschrift von *Zettel's Traum* ab Mitte der sechziger Jahre. Die Berühmtheit durch diesen Roman scheint Schmidt mitunter auch genossen zu haben, so sehr er Journalisten und Filmteams auswich, sprach er doch viel mit Lesern, am Zaun und drinnen, es gab auch Studenten, die ihn mehrfach besuchen konnten, darunter Bernd Rauschenbach und der Übersetzer Michael Walter. 1977 suchte ihn Jan Philipp Reemtsma auf, damals noch Student der Germanistik; als Erbe des gleichnamigen Tabak-Konzerns hatte er seine Anteile verkauft. Dass er Arno Schmidt die damalige Summe des Nobelpreises schenkte (350.000 DM), war seine erste mäzenatische Tat; der Autor legte sie auf die hohe Kante, um doch noch die Arbeit am langjährigen Großprojekt *Lilienthal* zu finanzieren. Dazu kam es durch Schmidts Tod 1979 nicht mehr. Zusammen mit Alice Schmidt gründete Reemtsma 1981 die Arno Schmidt Stiftung, die „das Andenken Arno Schmidts pflegen und sein Werk und seine Persönlichkeit für die Nachwelt darstellen und erforschen sowie die Literatur fördern“ soll ([www.arno-schmidt-stiftung.de](http://www.arno-schmidt-stiftung.de)), gewissermaßen als Teil eines Netzwerks, das nun auch für die Nachwelt arbeitet.

## Literatur

Arno Schmidt Stiftung. [www.arno-schmidt-stiftung.de](http://www.arno-schmidt-stiftung.de) (Zugriff: 22.11.2021).

Edschmid, Kasimir. *Tagebuch 1958–1960*. Wien, München, Basel 1960.

Schmidt, Alice. *Tagebücher der Jahre 1948/49*. Hg. von Susanne Fischer. Berlin 2018.



---

## **II Literarische und diskursive Voraussetzungen**



## II.1 Das 18. Jahrhundert

Hans-Edwin Friedrich

„Es *gibt* nu ma Leute, die verlegen allihrbißlein Zeugs *nur* in die Lüneburger Haide; & schwärmen leidenschaftlich von den bankerottesten Schmökern um 1800 –“ (BA IV/1, 79). Selbstironisch kommentiert Schmidt in *Zettel's Traum*, dass dem „Jahrhundert von 1750 bis 1850“ „mein Herz“ (BA Suppl./2, 123; vgl. Friedrich 2017a) gehöre. Im frühen 18. Jahrhundert sieht er den Beginn seiner Gegenwart. „Seelisch betretbar sind mir die deutschen literarischen Räume ab etwa 1720. Von da nämlich beginnt dieses gemeinsame Moderne“ (BA III/3, 190; Proß 1980, 90–92) mit der Emanzipation von der Herrschaft der Kirche, der politischen Wandlung vom Untertan zum Bürger, dem Beginn der Entwicklung der Naturwissenschaften, und, daraus folgend, dem „der Technik sich sogleich entgegenstellende[n] tiefe[n] Naturgefühl der Modernen“ (BA III/3, 191; vgl. BA III/1, 73–74). Schmidts Blick wertet immer aus der gegenwärtigen Perspektive die Aspekte, von denen Entwicklungen ausgehen, die die Gegenwart bestimmen: der Beginn des modernen Kolonialismus, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, die Endphase des Absolutismus und der Verfall der feudalistischen Welt, Russlands Aufstieg zur Weltgeltung, die gesellschaftlichen Verhältnisse im Alten Reich, dessen Partikularismus und die Fürstenwillkür, die sich besonders deutlich in der Praxis des Rekrutenhandels zeigt. Die Biographien der Figuren der *Insel Felsenburg* sind „ein einziger düsterer Chor des ‹Krieges Aller gegen Alle›, daß die europäische Menschheit sich schon damals längst in einen Haufen vagabundierender Einzelwesen aufgelöst hatte. Und, nach dem altbekannten Gesetz der Völkerentwicklung, daß *vor* dem Ende grundsätzlich der Verfall kommt, wird auch in diesen Biographien der Tobak immer stärker, der fragwürdig=obszöne Glockenklang immer voller“ (BA II/1, 253).

Schmidts Interesse am Zeitbild, das eher die zeitgenössischen Romane als die retrospektive Geschichtsschreibung böten, zeigt sich an mentalitätsgeschichtlichen Details, die die großen Entwicklungsstränge exemplifizieren. Die Königs-marck-Affäre der Prinzessin von Ahlden (BA III/3, 145–149; Kuhn 1999) macht sie zur Märtyrerin für die sexuelle Gleichberechtigung der Frau (BA I/2, 154); an den beiden Phasen ihres Lebens lässt sich der Unterschied der beiden literarischen Schulen, der handlungs- und der zustandsorientierten, aufzeigen. Die Einführung der Staatshandbücher im Königreich Hannover förderte den Wandel vom Untertanen zum Bürger (BA I/2, 77 f.); aus ihrem Material entfaltete Schmidt die fiktionale Welt des *steinernen Herzens*. Eine Gelehrteninitiative führte zur „ersten weltumspannenden Gemeinschaftsleistung“ (BA II/1, 268), der während des

Venusdurchgangs am 3. Juni 1769 erfolgten Ermittlung der Entfernung der Erde von der Sonne (BA III/3, 313–316; vgl. Drews und Schwier 1984).

Als großer historischer Umschlag, auf den die Entwicklungen des 18. Jahrhunderts hinauslaufen und von dem aus die Weichen für die kommenden Jahrhunderte gestellt wurden, gilt „unser Alle Mutter, die Große Französische Revolution von 1789“ (BA II/2, 64). Damals ist „ein Volk einig[] und entschlossen[]“ gegen die adeligen und klerikalen „Blutsauger“ (BA II/1, 15) aufgestanden; auf ihrem Höhepunkt wurde konsequent die „völlige Vernichtung der Kirche“ (BA Suppl./1, 71) beschlossen. Im Essay *Germinal* arbeitet Schmidt die intellektuelle und kulturelle Konzeption des Revolutionskalenders heraus: „der Grundgedanke war *der* : Maßeinheiten zu schaffen, die alle Völker der Erde akzeptieren könnten, ohne ihrer nationalen Eitelkeit Eintrag zu tun; folglich wählte man in unübertrefflich maßvoller Einsicht zur Grundlage aller Wägungen das neutrale Wasser; für Längemessungen lieferte die uns gleichermaßen gemeinsame Erde die Einheit.“ (BA II/3, 403) Der Kalender basiert nicht mehr auf Herrschern oder Reichen, sondern bezieht sich auf die Produktionsmittel: Landwirtschaft und Industrie.

„Andre haben wohl ‚Danton‘ gefeiert, die ‚Gironde‘ und ‚Lafayette aux chevaux blancs‘ : wenn *ich* mir die Große Französische Revolution so ansehe – und ich habe es *sehr sorgfältig* getan! – dann wüßte ich, immer cum grano salis, Keinen, der mir interessanter & nachdenklicher schiene als JEAN PAUL MARAT“ (BA II/3, 157; vgl. Drews 2009, Thomé 1981, 64–66), den er als zentralen Kopf der Revolution sah (BA II/1, 337), während Robespierre nur „auch so ein Nicht=Ich“ (BA IV/1, 539) war. Alfred Andersch gegenüber gab Schmidt sich als „Mann, dessen ›Ideal‹ nach Marat hin konvergiert“ (Briefwechsel Andersch, 185), zu erkennen. In den Jahren 1956/57 recherchierte er zur Revolution (Briefwechsel Michels, 57–59; Briefwechsel Schlotter, 21–23); das Material war für den Lilienthal-Roman vorgesehen (BA Suppl./1, 53–106).

Die Zeit um 1800 versteht Schmidt als Kairos der Geschichte, in dem ein vereintes Europa unter französischer Führung hätte entstehen und der Feudalismus endgültig beseitigt werden können. „Es war der *einzig*e Zeitpunkt dafür in all den Jahrtausenden; denn nur in eben diesen Jahren 1790–1810 waren beisammen : der Feuerhauch der Freiheit, der die *Geister* hätte ergreifen können; der Praktiker, der die Einheit hätte *erzwingen* können; und vor allem eben : Amerikaner und Russen noch unterlegen.“ (BA II/1, 11) Stattdessen wurden die weltpolitischen Weichen gestellt, die auf die Konfrontation der Blöcke im 20. Jahrhundert hinauslaufen und Europa zum wahrscheinlichen Schlachtfeld eines Atomkrieges werden ließen. Diese Auffassung bestimmte Schmidts politische Überzeugungen bis in die 1960er Jahre hinein. Die historische Revue „Massenbach“ führt in Christian von Massenbach den Politiker vor, der dies erkannt hatte und in seinen Bemühungen, dem preußischen König diese Einsicht zu vermitteln, scheiterte (Finke

1989; Höfer 2017). Im Kontrast zu seiner gewöhnlich scharfen Kritik an „sogenannten“ (BA III/3, 417) ‚großen Herrschern‘ lobt Schmidt Napoleon, weil dessen Herrschaft viele Errungenschaften der französischen Revolution im *Code Napoléon* kodifiziert hat. „Napoleon betrachtete demnach das neue Königreich [Westfalen] als ein Mittel, die Segnungen der französischen Revolution, speziell die Hebung des dritten und vierten Standes, sowie eine konstitutionelle Regierung, den Deutschen handgreiflich vor Augen zu führen.“ (BA III/3, 135) Eine Einigung Europas unter seiner Führung hätte ein Bollwerk gegen den „wilde[n] Nationalismus“ bilden können, der den unüberwindlichen Hass unter den Völkern Europas im 19. Jahrhundert schürte (BA II/1, 55). Diese Überlegungen zu den politischen Gegebenheiten des 18. Jahrhunderts folgen großen Linien; der Akzent liegt jedoch auf den kulturellen, mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Auswirkungen. Die ausführliche, in die Tiefe gehende Auseinandersetzung mit der Gestalt Massenbachs bleibt eine Ausnahme.

Für Schmidt beginnt um 1720 die literarische Moderne. Frühere Literatur könne nur noch „filologisch=historisches“, jedoch nicht mehr „dichterisch=genüßliches Interesse“ (BA III/4, 17) auf sich ziehen. Ein wesentlicher Grund sei das erwachende Naturgefühl. Der Roman ist „damals, nach 1700, noch ›die neue Form‹ par excellence [...]. Kaum hatte man tastend begonnen, zu probieren: was denn diese neue Form überhaupt aufzunehmen imstande sei? Welchen Inhalt, welche Materialien, welche Themenkreise? – Es ergab sich: *Alles!* Alles: vom politischen Leitartikel an, bis zu den glühendsten Lyrismen; vom Familienroman durch 3 Generationen hindurch bis zur gelehrten Miscelle.“ (BA Suppl./1, 183) In dieser experimentellen Phase wurden die bis in die Gegenwart verwendeten Formen entwickelt und auch schon in Musterbeispielen realisiert. Schmidt griff immer wieder auf Gattungen dieser Zeit zurück (Robinsonade, Idylle, Totengespräch, Gelehrtenrepublik; Dunker 2017). Doch ist der deutsche Kulturraum verspätet, denn in England waren schon Defoes *Robinson Crusoe*, Swifts *Gulliver's Travels* und James Thomsons *Seasons* erschienen, in Frankreich löste Antoine Galland mit seinen Übertragungen der Erzählungen aus *Tausendundeine Nacht* die Welle der Feenmärchen aus (BA II/1, 241).

Schmidt unterscheidet zwischen Autoren, deren Werk er in der Breite wahrnimmt – Brockes, Wieland, Klopstock, Goethe, Herder –, solchen, die ein Einzelwerk von besonderer Bedeutung oder Qualität vorgelegt haben – Defoe, Swift, Moritz, Schnabel, Holberg, Meyern, Wezel –, denen, die eher pauschal und cursorisch als eingehend beachtet werden – Günther, Sterne, Lessing, Schiller, Klinger – und weiteren, die in einzelnen Werken oder Werkphasen als Material in die Prosa eingearbeitet werden – Smollett, Iffland, Hippel, Thümmel, Silberschlag, Michaelis. Mehrfach finden sich Aufzählungen der jeweiligen Vorlieben: *Schwarze Spiegel* (BA I/1, 237, 259), *Aus dem Leben eines Fauns* (BA I/1, 329), *Der*

*sanfte Unmensch* (BA II/2, 84), *Die Pflicht des Lesers* (BA III/3, 190–191), *Begegnung mit Fouqué* (BA III/3, 421–422), *Zettel's Traum* (BA IV/1, 805–806) oder die Vorschläge für Radioessays (Briefwechsel Andersch, 70). Aus den Tagebüchern von Alice Schmidt lässt sich das Pensum abendlicher Vorlesungen in den frühen 1950er Jahren ermitteln. Während in den frühen Jahren deutsche Autoren und Texte des 18. Jahrhunderts dominieren, verlagert sich später das Interesse auf englische Autoren und solche des 19. Jahrhunderts.

## 1 Die Autoren Brockes, Schnabel, Günther

Schmidts Bild des 18. Jahrhunderts ist gegen die von der Germanistik überlieferte Tradition entworfen (Guntermann 1989, 245–249). Brockes, Schnabel und Günther gelten als früheste individuell wie literarhistorisch bedeutende Autoren. Noch in *Abend mit Goldrand* hängt A&O „der Träumerei nach: wie aus BROCKES=&=SCHNABEL=zusammen, etwas Gutes hätte entstehen können; etwas deutschst=typisches; etwas das andere Völker nicht besitzen: ja, *noch heute* müssten die ›Insel Felsenburg‹ und das ›Irdische Vergnügen in Gott‹ von einer fein=geduldigen Hand ineinandergearbeitet werden“ (BA IV/3, 82–83; Kyora 2017).

Barthold Heinrich Brockes, dem Schmidt schon seinen zweiten Radioessay *Nichts ist mir zu klein ...* (BA II/1, 129–152; Morlang 1982, 41–49) gewidmet hat, gilt ihm als „Kirchenvater des Realismus“ (Briefwechsel Andersch, 65), „ganz bewusst ein literarischer Experimentator [...]; ein stilkritischer Markstein“ (Briefwechsel Andersch, 68). Er wird erstmals in der Erzählung *Die Fremden* erwähnt (BA I/4, 527); im *Steinernen Herzen* werden seine „Verdienste um Sprache und Fixierung von Naturbildern ! : 9 Bände“ (BA I/2, 31) gelobt, dabei besonders *Das Landleben in Ritzebüttel* aus dem *Irdischen Vergnügen in Gott* herausgestellt. Der Radioessay beginnt mit der Würdigung von Brockes als Vertreter der beschreibenden Richtung von Literatur mit pantheistischem Naturgefühl. Trotz der physikotheologischen Argumentation des „Irdischen Vergnügens“ sei er ein verkappter Atheist gewesen, dessen Werk unheimlicherweise „völlig menschenleer“ (BA II/1, 133) gewesen sei. „Für den Realisten liegt das Irrationale dieser Welt nicht in der tödlich=mythischen Wesensart der Dinge, sondern in ihrer großen (obwohl nicht unendlichen ! : das gibt es gar nicht !) Anzahl“ (BA II/1, 137). Brockes wird vor der Folie des eigenen Werks gedeutet und an ihm Schmidt'sche Eigenschaften wie die „Kombination von Chronik und allumfassendem Naturgefühl“ (BA II/1, 149) hervorgehoben.

Mit Johann Gottfried Schnabels *Wunderliche Fata einiger Seefahrer* beginnt für Schmidt der neuzeitliche Roman (Schubert 1991; Fambrini 2011). Im *Garten des Herrn von Rosenroth*, der im 18. Jahrhundert spielt, wird er als prägende Jugend-

lektüre eingeführt, in die sich der Leser so intensiv einlebt, dass er das Eiland wirklich erlebt (BA I/4, 486–487) – eine Folge der Präzision, mit der Schnabel seine Erfindung ausstaffiert hat (BA II/1, 257–258.). In *Die Fremden* betritt Kauff die Welt der Insel und hält sich dort eine Zeit lang auf (BA I/4, 537–544): „[J] edes Würdige Buch ist eine goldschwellige Pforte in seinen eigenen Kosmos!“ (BA I/4, 536) Dieses Moment dürfte ein Grund für die Energie sein, mit der Schmidt in *Das Gesetz der Tristaniten* die Insel Felsenburg in der südatlantischen Insel Tristan da Cunha gefunden haben wollte (Sangmeister 1992).

Der Brief *An Johann Gottfried Schnabel* aus der *Wundertüte* resümiert diese frühe Wirkung (BA II/3, 90). Im Traum des Erzählers in *Brand's Haide* erscheint Schnabel als Diener und zugleich Verhöhnner seines Dienstherrn – der Roman Schnabels sei ein Trostbuch des Absolutismus gewesen und vor allem von den Schreckensmännern gelesen worden (BA III/3, 395) –, der nach seinem Tod auf die Insel, das „Großasyl einer irren Welt“ (Briefwechsel Andersch, 88), wechselt. Der Roman bietet die Utopie einer Gesellschaft, in der „ein idealer geldloser *Mikrokommunismus*, urchristlichster Provenienz“ (BA II/1, 247) herrscht, die jedoch degeneriert, als sie sich gegen die europäischen Mächte zur Wehr setzen muss. Mittels einer „Biographiensymphonie“ (BA III/3, 303), die die Flucht der späteren Felsenburger aus Europa vor der „Zwiebelung durch Westentaschenpotentaten, Minister, Vorgesetzte, und andere legale oder illegale Wegelagerer & Beutelschneider“ (BA III/4, 19) erzählt, entwirft der Roman ein „Weltgemälde“ (BA Suppl./1, 184), ein „gültiges und dabei hinreißendes Vollbild der Jahre zwischen 1710 und 30“ (BA III/4, 19). Das letzte Buch hält schon der Erzähler in *Die Fremden* für das Werk eines unbegabten Fortsetzers (I/4, 509–510), das „abfällt durch diese blöde Gespenstergeschichte“ (Schmidt 2011, 82). Schnabels Roman bleibt eines der hundert rettenswerten Bücher (BA IV/1, 1153), doch ist er einer der Autoren, die nur ein bedeutendes Werk hinterlassen haben, seine anderen seien „belanglos“ (BA III/4, 18).

Johann Christian Günther ist der dritte herausgehobene Autor des frühen 18. Jahrhunderts, dessen tatsächliche Bedeutung für Schmidt, in dessen Bibliothek keine Ausgabe vorhanden ist, noch unklar ist. Ihn präsentiert Schmidt als typischen Bürgerschreck, der mit „grölende[r] Genialität“ (BA II/1, 157; ein Günther-Zitat in *Zettel's Traum* IV/1, 1139) „den Kopf gegen die Wände der Ehrsamkeit gerannt“ (BA II/1, 241; vgl. BA IV/2, 196) habe.

## 2 Europäische Literatur

Schmidt begeistert sich im Frühwerk für Defoes *Robinson Crusoe* (BA I/4, 550), der den „Typ des Mannes, der, völlig auf sich selbst gestellt, mit einfachsten Mitteln